Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 9. Januar — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Die Weltformel — Wandlungen im Autoritätsbegriff — Zum Gedächtnis Hermann Cremers — Die Kraft des Schweigens — Ist unser Wille frei? Zweites Stück — Landarbeiterinnen-Enquete — Hans von Hoffensthal — Verschiedenes: Denken und Schauen (Much); Vom Ahnen und Wollen (Ulmer); Lieder und Legenden (le Fort); Ich lebe und ihr sollt auch leben (Aeschbacher); Gott und Mensch (Mayer u. A.); Worauf ruht unser evangelischer Glaube (Bindemann); Die Kirchenfrage in Hamburg (Ebert); Nürnberger Protestantismus (Pöhlmann); D. Harnack und der Fall Traub (Moeller); Ein Nachwort zu dem Artikel über die Putumayogreuel; Mit 100 Mark nach Amerika (Aram); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Weltformel

Ach, daß ich wüßte ...! Hiob 23, 3.

Was möchten wir am liebsten wissen? Wenn wir einen Wunsch frei hätten, was würden wir wählen? — Sobald wir ernstlich vor solche Frage gestellt wären, die Scharen unsrer neugierigen Wünsche würden umfallen wie Zinnsoldaten, wenn man an die Tischplatte stößt. Nur das größte Anliegen bliebe stehen. „Ach, daß ich wüßte ...!" — sollen wir sagen: die Zukunft —?

Laplace, der große Astronom, dessen Namen wir mit Kants verbinden, wenn wir von der gewaltigen Weltbetrachtung reden, in die wir Andern uns hineindenken und hineinleben müssen, sagt einmal: „Ein Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, die in der Natur wirksam sind, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, — wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analyse zu unterwerfen, — würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: nichts wäre für ihn ungewiß, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig."

Möchten wir dieser Geist sein und die Weltformel besitzen? Für die Wissenschaft, für die Naturwissenschaft zumal, ist diese Eine mathematische Formel, aus der sich alles Geschehen in der Welt in jedem Augenblick ergäbe, bewußt oder unbewußt „das höchste Gut." Es ist das letzte Ziel des Verstandes. Ist es auch das tiefste Verlangen des Herzens? Wenn wir nun die Weltformel hätten, wenn wir das ganze Geschehen restlos damit durchleuchten und berechnen könnten! Es ginge uns wohl wie den Ameisen, „welche an einem Baum von unten nach oben laufen, und wenn sie die Spitze erlaufen, nichts weiter davon haben, als daß sie von oben wieder nach unten laufen." Es friert uns da oben.

Alle unsre Werte haben ihre Probe zu bestehen an der Seelennot. In höchster Leibesnot mag die sichere Hand des Chirurgen einen nie bedachten Wert gewinnen. Aber Seelennot ist anders. Was fragt der Mensch, der in einem fensterlosen Schicksal steht, in dem jede Freude erlischt, nach der Weltformel? Oder der Mensch, der im Sterben liegt? Das Fünklein, das im Menschen glimmt, sucht seine Sonne, seinen Gott. Keine Formel, keine Abstraktion, die von der Wirklichkeit „abgezogen" ist und abzieht. Sondern das Konkreteste, das es gibt, das Allerwirklichste — was ist das?

Neulich sagte ein Philologe in einem Vortrage über Cicero — beiläufig: „das Allerrealste, das es gibt, das Gute ..."

Es ist nicht weit von dieser Höhe zu einer andern empor: daß die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten ewige Güte ist. Daß es diese und keine andre Macht ist, die die Welt im Innersten zusammenhält. Daß Gott — Liebe ist; daß die Liebe Gott ist, das Allerrealste, der Allerwirklichste.

„Ach, daß ich wüßte ...!" — die Zukunft? Ich brauche von der Zukunft garnichts zu wissen, wenn ich eine Gegenwart habe, in der ich nur das Eine weiß:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was Er hat versehen
Und was mir selig ist.

Soll es aber durchaus eine „Weltformel" sein, — die Kinder Gottes haben auch eine. Sie steht Römer 8, 28 und lautet: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge — die ganze Welt — zum Besten dienen." P J

Wandlungen im Autoritätsbegriff

Durch die Seele des heutigen Menschen geht ein starker Zwiespalt von Ehrfurcht und Selbstherrlichkeit, Demut und Hochmut, Autoritätsgefühl und Freiheitsdrang. Es ist nicht so, als ob nur das Eine, Abneigung gegen alle Autorität, vorhanden wäre. Wer die Sache so ansieht, betrachtet sie mit kleinen, ängstlichen, wenig tiefblickenden Augen. Grade viele Starke, Rücksichtslose, Pietätlose unter uns sehnen sich nach einer überlegenen Autorität und finden sie nicht. Sie haben einen wahren Durst danach, sich endlich einmal wieder in demütigem Dank beugen zu dürfen. Aber grade weil sie nicht finden, sind sie so selbstherrlich, abstoßend, pietätlos. Und die, die sich ängstlich an die sinkenden Autoritäten klammern, sehen da nur den Geist der Ueberhebung, des Uebermenschen, des Abfalls. Diese Spannung weist auf eine innere Kulturkrise hin, unter der wir alle seufzen, wie unter jeder andern Spannung, die nicht recht frei aufatmen läßt. „Autorität und Freiheit", damit hat Friedrich Wilhelm Foerster diese Kulturkrise richtig gekennzeichnet. Er geht wie viele Andere den Weg, das Problem theoretisch scharf herauszuarbeiten. Das ist ihm in sehr eindrucksvoller Weise gelungen. Es wäre ein Jammer, wenn wir bei seiner gewaltigen Predigt nicht einen Augenblick innehielten. Und doch kann ich seinen Weg nicht gehen; denn er sieht wie die meisten Andern das Problem als ein sachliches an, während es mir fast ausschließlich als ein persönliches erscheint. Persönlich-Praktisches möchte ich zu dieser überaus schwierigen Frage äußern. Zwar wäre es auch mir eine reizvolle Aufgabe, dieser Frage bis in ihre feinsten Verästelungen gedankenmäßig nachzugehen; aber ich glaube: das verständen Andere besser als ich, und, was mir wichtiger erscheint, der praktische Gewinn wäre sehr fraglich. Und an ihm allein ist mir Alles gelegen.

Also als eine persönliche Frage sehe ich das Problem „Autorität und Freiheit" an, das will sagen: die theoretische Behandlung der Frage führt in ein Labyrinth unlösbarer Einzelfragen. Was ist damit gewonnen, wenn man auch einwandfrei und eindrucksvoll erhärtet: „wir müssen wieder Autoritäten haben, wenn nicht alles aus den Fugen gehen soll"?

Damit sind sie doch nicht da. Und sind es aufs neue sachliche Autoritäten, so wird sich kein freiheitlich Gesinnter darum kümmern. Auch die gewaltigste sittliche Erregung, das mächtigste Pathos prallt wirkungslos an den ehernen Wänden der heutigen wirklichen Lage ab. Es ist eben Tatsache, daß die alten sachlichen Autoritäten mehr und mehr schwinden, heißen sie, wie sie wollen: Kirche, Dogma, geistlicher Stand, Religion, Erzieher, Eltern, oder welchen Namen sonst die Autorität haben mag. Es ist auch vergeblich, die alten Autoritäten als solche wieder emporschreien zu wollen. Ihr Glanz erbleicht. Es hat in der Gegenwart nichts mehr um deswillen Autorität, weil es an autoritativer Stelle steht. Es hat nur soviel Autorität, als ihm innere, persönliche Autorität innewohnt.

Für äußere Ordnung ist in der Gegenwart gesorgt, weit besser als in vergangenen Zeiten. Das äußere Zusammenleben der Menschen wird immer genauer, immer peinlicher geregelt. Aber Tatsache ist, daß in demselben Maße uns eine gemeinsame ideale Grundlage unseres Lebens abhanden gekommen ist. Wir bedürfen der peinlichen äußeren Ordnung, weil eben das innere Band fehlt. In dem Maße, als die äußeren Autoritäten überall wie Pilze aus dem Boden schossen, sind die idealen mit erschreckender Schnelligkeit zusammengesunken. Ein instinktiver Selbsterhaltungstrieb hat hier das Schlimmste vermieden. Aber eine Kultur ist gänzlich unbefriedigend, die nicht durch ideale Werte zusammengehalten und geadelt wird. Auch der stärkste äußere Zwang vermag auf die Dauer das tiefe Unbehagen mit seinen vulkanischen Entladungen nicht niederzuhalten, wenn es nicht gelingt, rechtzeitig wieder höhere Daseinsinhalte zu wecken. Der Trieb zur Freiheit wird immer ungestümer, dämonischer, alles zertretender, wenn nicht die Ehrfurcht, die schließlich doch in irgend einem Maße wohl in jedem Menschenherzen schlummert, rechtzeitig Nahrung findet und diese zerstörenden Mächte in aufbauende wandelt. Aber da ist ja gerade das Problem, das uns peinigt. Wo soll die Ehrfurcht Nahrung finden? Es ist leicht gesagt: Ihr müßt Respekt haben! Aber es muß auch Jemand dahinter stehen, der ihn mächtig weckt. Alle die altehrwürdigen Institutionen, obschon einst von geistesmächtigen Persönlichkeiten ins Leben gerufen, also von persönlichen Autoritäten erzeugt, sie, die bisher die idealen Güter des Volkes pflegten, sie haben, obschon gewiß nicht minderwertiger als in vergangenen Zeiten, ihren Einfluß zum größten Teil eingebüßt. Sie haben ihre Kräfte den gesteigerten Anforderungen entsprechend mehr und mehr angespannt, ohne doch der gewaltigen Aufgabe ganz gewachsen zu sein. Die Zeit dürstet nach einer überlegenen Autorität, die auch die Zeitgenossen mit Autorität umkleidet. Damit wäre die Gefahr des ungeheuren Freiheitsdurstes gebrochen. Da, wo sich der Mensch einer echten inneren Autorität beugt, da kann sein Freiheitsdrang nur eine Segensquelle werden.

Wo ist diese Autorität? Die Kirche gibt Vielen nichts mehr. Das Christentum hat zu wenig Anziehungskraft. Die Religion ist ein blasses Gedankending, im besten Fall die Gefühlszuflucht mancher von der Gemütsarmut angeödeter Geister. Auch in der Erziehung, in den Künsten fehlen die großen Ideale, die mit sicherer Autorität wirken. Alles relative, individuelle Werte! Aber mitten über diese unseligen Gefilde der Zerstörung schreitet immer wieder die Gestalt Jesu. An dieser Stelle begegnet er mir immer wieder, wenn ich ihn draußen in der Menschenwelt suche. Man wird Kirche, Christentum, Religion leicht los, aber er läßt die Menschen nicht los. Und immer, wenn die Menschen ihr Bestes wollten und gaben, immer wenn alle andern Werte versagten und keine letzte Befriedigung mehr brachten, stand Jesus mitten unter ihnen. Aus allen Abirrungen und Verleugnungen kehrte man reumütig und in freudiger Demut zu ihm zurück. Er war eben doch d i e Autorität, gestern und heute und in Ewigkeit derselbe.

Woher kommt sein autoritativer Eindruck, der von jeder irgendwie äußeren Machtstellung gänzlich unabhängig ist? Es ist der Eindruck einer unvergleichlichen Persönlichkeit, ganz in Ehrfurcht, Wahrhaftigkeit und Liebe eingetaucht, — ohne Bruch in seinem Vertrauen, ohne Riß in seiner Liebe, ohne Makel in seiner Wahrhaftigkeit. Und weil uns das so sehr fehlt, darum zieht es uns an ihm so sehr an. Das alte, alles erschöpfende Michawort ist bei ihm volle Wahrheit geworden: Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott! Oder wie Jesus es selber zusammenfaßt: Gott lieben von ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst. Und weil er damit ganz eins war und keine Nachgiebigkeit und Schwachheit kannte, überragt seine Person die Zeiten. Vor den Mächten, denen er zum Leben verhalf, beugt sich alles, was in Wahrheit den Namen Mensch verdient. Wo dieser sein Geist in Wahrheit weht ohne alles Kleine, Enge, Gesetzliche, da ist eine Autorität entstanden. Das gilt in unserer Gegenwart in ganz besonderer Weise. Wir haben sehr viel brauchbare, willige, ernste Arbeitskräfte, aber zu wenig Persönlichkeiten, Autoritäten, vor denen sich die Geister und Herzen beugen, vor denen sich der wilde Freiheitstrotz bricht. Eine Persönlichkeit zu sein, ist nicht bloß eine Gabe; es ist auch eine Aufgabe. Gewiß ist in Vielen dazu nicht die nötige Tiefe und Kraft angelegt; aber Manche haben auch ihr Pfund vertrödelt. Es hätte eine echte, große Persönlichkeit aus ihnen werden können; aber es ist leider etwas sehr viel Kleineres aus ihnen geworden, was sich mit dem Schein des Bedeutenden umgibt.

Damit kommen wir zu dem Kernpunkt unserer Betrachtung. Woran liegt es, daß die Gegenwart so arm ist an Persönlichkeiten, wenigstens an autoritativen Persönlichkeiten, sodaß sich der Freiheitsdrang der Andern so ungestüm geltend macht? Wir sind nicht tief und wuchtig genug. Wir sind zu wenig bei uns selbst. Wir sind selber nur ein mehr oder minder guter Spiegel der Zeit, aber nichts Ueberzeitliches, Gegenzeitliches, Absolutes. Die Andern freuen sich an unserm Glanze, aber wir sind ihnen kein Erlebnis, was sich ihnen in die Seele bohrt, was Tiefe erzeugt aus Tiefe heraus. Nur eine mächtige Persönlichkeit, die nicht im Vielerlei aufgeht, sondern die das Eine sucht, was nottut, wirkt gestaltend auf Andere, und zwar viel tiefer, reichhaltiger, als irgend ein Gesetz, irgend eine Konvention, irgend eine Vorteilsberechnung oder ein Gefühlseindruck es vermag. Wir sind geistreiche Vielwisser, aber keine Persönlichkeiten, zum Erzieher geeignet. Wären wir zehnmal ärmer, so wären wir unendlich reicher. Ja, der Reichtum der Zeit ist recht eigentlich unser Verhängnis geworden. An ihm verarmen wir. Jesu Tiefe und überwältigende Kraft war durch kein Vielwissen gebrochen. Darum wirkten sie so unwiderstehlich. Könnten wir uns nur wieder mehr entschließen, zu besitzen, als besäßen wir nicht, es würde Vieles besser werden. Aus Vielwissern und geistreichen Plauderern würden wieder autoritative Persönlichkeiten, die am wirksamsten aller Willkür steuern könnten.

Zur Tiefe Jesu gehört sein unbegrenztes Vertrauen und seine nie versagende Liebe. Unser Vertrauen ist nur zu leicht übertrieben, blind, bequem, und unsere Liebe findet zu leicht ihre Grenzen. Wo wir uns selber vergessen sollten, drängen wir uns kleinlich hervor, und wo wir in uns selber leben sollten, lassen wir uns von hundert Anderen leben, die uns einmal irgendwie gefesselt. Wir sind gar nicht opferfreudig genug, um wirklich lieben zu können. Dazu haben wir ja nicht die Zeit. Es ist ja hunderterlei Anderes zu tun. Da war Einer, der bedurfte unserer Zeit. Aber die schien uns zu kostbar. Wir konnten nicht innehalten. Wir schafften am sausenden Webstuhl der Zeit, und der Andere ging mit stummer Trauer vorüber, ob er vielleicht Einen fände, der Zeit für ihn hätte. Wir müssen wieder mehr Zeit und Liebe haben, wenn wir von Herz zu Herz, von Wille zu Wille wirken wollen. Ein jämmerlich Ding, wenn ein Erzieher kleinen oder großen Stils keine Zeit hat. Er ist ein elender Mietling. Vielleicht konnte er durch seine Vielgeschäftigkeit auch schon nichts mehr geben, und die Unbefriedigung der ihn Suchenden schlug in Autoritätlosigkeit um.

Und dann unsere leidige Eitelkeit, Reizbarkeit, Kleinlichkeit, Bequemlichkeit! Je bekannter der Name, um so stärker meist diese Schwäche. Diese zugkräftigen Namen wirken am allerwenigsten in gutem Sinn autoritativ. Die echten Persönlichkeiten sind meist verborgen. Die Oeffentlichkeit verdirbt die Mehrzahl. Ach, es sind für echt Empfindende wirklich betrübend

kleinliche Geister darunter! Und solch eitle Schwächlinge spielen gar noch den Erzieher?! Sie genießen, und man genießt sie. Aber das ist das Gegenteil von Autorität und Erziehung. Das ist bequeme Genußsucht, die nicht von den Nöten der Zeiten gedrückt wird und selbst ein Stück Niedergang bedeutet.

Betrachten wir unsere Erzieher im engeren Sinn des Wortes, so soll ja gern zugestanden werden, daß es pflichttreue, fähige Menschen sind. Aber was hilft alle quantitative Bildung, wenn die qualitative verkümmert? Die Erzieher leben von Pflichtgefühl und Ehrgeiz. Aber wirkliche Liebe zu den Seelen ist erschreckend selten. Daher auch so wenig echte Anhänglichkeit, so wenig nachhaltige Eindrücke! Die Schüler werden mit Kenntnissen vollgepfropft. Aber das Beste fehlt ihnen: der Geist der Ehrfurcht und demütigen Liebe zu den Andern, auch den Kleineren. Sie können schon über alle möglichen Fragen debattieren, verstehen es gar schon besser als ihre Erzieher. So wird ein seichter Wissensdünkel und damit ein oberflächlicher Individualismus großgezogen, der leicht den ganzen Menschen verdirbt, wenn starke persönliche Eindrücke keine Gelegenheit schufen.

Wir haben im Genuß eines überreichen Kulturlebens nur zu sehr den Wert der Persönlichkeit verlernt, die immer in einer gewissen Spannung zur Kultur steht. Denn Kultur ist etwas Kompliziertes, Verschlungenes, mehr Aeußerliches, aber eine Persönlichkeit ist etwas Einfaches, Tiefes, Innerliches. Wir sehnen uns auf der einen Seite fraglos danach, fühlen aber auch, daß damit gewisse Verzichte verbunden sind. Aber wo ein überragender Wert auftaucht, sollte man freudig auf allerlei minder Wertvolles verzichten können. Es steht zuviel auf dem Spiel. Das Problem „Autorität und Freiheit" ist von unabsehbarer praktischer Tragweite. Sobald wieder autoritative Persönlichkeiten an autoritativer Stelle stehen, werden die schwersten Spannungen geschwunden sein. Wir verhehlen uns nicht, daß auch dann noch Verwicklungen genug zu lösen sein werden. Zumal in der Gegenwart, wo alles bisher Autoritative auf diese seine Würde hin, oft pietätlos genug, untersucht wird, wo Nichts gelten soll, dessen Wert nicht jeder Kopf ohne weiteres einsieht, begegnen wir einer Aufgabe, die nichts Bequemes, Halbes duldet. Bei den Erziehern im engeren Sinne sollte das große Reformationswerk beginnen. Weg mit aller einseitigen Verstandeskultur, hin zu einer echten Gemüts-, zu einer echten Charakter- und Willenskultur! Auch Viele von den Besten sind noch ganz in einem bequemen, aber gefahrvollen Intellektualismus und Individualismus befangen. Tuen die Erzieher und Erzieherinnen ihr Bestes, daß wieder erzieherische Persönlichkeiten an allen autoritativen Stellen stehen vom höchsten Beamten bis zum schlichtesten Elternpaar! Es ist keine unmögliche Aufgabe und gerade durch ihre unermeßliche Bedeutung von besonderer Anziehungskraft. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Der Freiheitstaumel wird sich brechen, und Autorität und Freiheit werden sich wieder in friedlichem Zusammenwirken finden.

Karl Veller

Zum Gedächtnis Hermann Cremers

Hermann Cremer. Ein Lebens- und Charakterbild. Gezeichnet von Lic. Ernst Cremer. Gütersloh, Bertelsmann 1912. 384 S. Mit 14 Abbildungen. 5,40, gebunden 6 Mk.

Hermann Cremer gehört zu den interessantesten und wichtigsten Theologen des neunzehnten Jahrhunderts. Interessant ist er als religiöse Persönlichkeit, wichtig vor allem als einer der Männer, die über die Gegensätze ihrer Jugendzeit hinweg die heutige Gruppierung der konservativen theologischen und kirchlichen Richtungen geschaffen haben. Man wird ihm vielleicht am ehesten gerecht, wenn man ihn mit Albrecht Ritschl vergleicht — er ist ein ins Konservativ-kirchliche übersetzter Ritschl, daher ihm in vielen Punkten überaus ähnlich und doch sein grimmiger Gegner.

Geboren wurde er 1834 in der westfälischen Stadt Unna. Sein Vater war Lehrer, ein ausgeprägter Vertreter des niederrheinischen Pietismus. Von der Mutter her floß jüdisches Blut in seinen Adern. Das Elternhaus war eine bekannte Herberge der Pietisten. Auf dem Christlichen Gymnasium in Gütersloh, in den frommen Gruppen, die der bekannte Arzt Collenbusch hin und her in Nordwestdeutschland angeregt hatte, dann in der Studienzeit zu den Füßen Tholucks und Becks erhielt sein Innenleben weitere Nahrung, ganz im Sinne des von den Eltern gelegten Grundes. Intellektuelle und kritische Zweifel bewegten ihn wenig. Gradlinig wuchs er aus dem Erweckungspietismus in das moderne Leben hinein, ein prädestinierter Führer des exklusiven Bibelchristentums.

Sein äußeres Leben war einfach und doch inhaltreich. Von 1860—70 war er Pastor des westfälischen Dorfes Ostönnen. Durch sein kräftiges Auftreten im theologisch-kirchenpolitischen Kampfe und durch das „Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität", das 1867 erstmals erschien und in immer neuen Auflagen sein eigentliches Hauptwerk geblieben ist, erregte er Aufsehen. Daher wurde er 1870 für eine systematische Professur und ein Pfarramt in Greifswald in Vorschlag gebracht und unter harten Kämpfen gegen Senat und Magistrat, die für das Pfarramt Besetzungsrechte besaßen und ihrerseits einen Liberalen forderten, auch durchgesetzt. Er nahm die Stellung an in dem Sinne, daß er in Greifswald gegenüber dem Vordringen des „Unglaubens" eine Stätte der Ueberwinterung für die biblisch-positive Theologie schaffen wollte. Und er war der Mann, den Plan mit ungeahntem Erfolge durchzuführen. Sein Glaubensmut, seine Willensstärke, die fanatisch-exklusive Verbindung, in der für ihn die eigene Partei mit der Sache Gottes stand, seine gewaltige Arbeitskraft, sein diplomatisches Geschick, seine Sachlichkeit, seine persönliche Aufopferungsfähigkeit und der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit, das alles verschaffte ihm einen außergewöhnlichen Einfluß. Er erhöhte ihn noch dadurch, daß er den mächtigen Althoff und damit die wichtigste Instanz in der akademischen Berufungspolitik Preußens für seine Pläne gewann. So hob er zunächst die Fakultät Greifswald auf eine hohe Stufe und machte sie dann für das unierte Preußen zu dem, was Erlangen für die streng lutherischen Länder war: zu einer theologisch-kirchlichen Erziehungsstätte für ganze Geschlechter biblisch-bekenntnistreuer Pfarrer und Dozenten. Seine Schüler sind überall Führer im kirchenpolitischen und fakultätspolitischen Streite der Gegenwart. So ist er der Schöpfer der Bedeutung von Greifswald. Er fühlte sich so eng mit seiner Schöpfung verbunden, daß er mehrfache ehrenvolle Berufungen nach Berlin und nach Leipzig (hierher 1892 als Neutestamentler, 1894 als Nachfolger Luthardts) ablehnte, in eigentümlicher Parallele zu Ritschl, der sich ebenfalls weigerte, Göttingen mit Berlin zu vertauschen. In den neunziger Jahren war der Gipfel seiner Wirksamkeit erreicht. Dann mußte er den Abstieg erleben. Nach langen Leiden raffte ihn im Jahre 1903 ein Herzschlag dahin.

Noch einfacher als Cremers äußeres Leben ist im Grunde seine innere Entwicklung. Von inneren Kämpfen und Bewegungen ist selten die Rede. Ein einziges Mal kann berichtet werden, daß er sich von dem bisherigen zu einem neuen Standpunkte durchkämpft, und das gleich zu Beginn seiner pfarramtlichen Tätigkeit. Er gewann nämlich die Einsicht, daß bei seinem verehrten Tübinger Lehrer, dem berühmten Biblizisten Johann Tobias Beck, etwas Wichtiges fehle. Er schreibt darüber im Januar 1862 an seinen nächsten Freund, den jüngst verstorbenen Professor Kähler in Halle:

> Du hast vollkommen recht, bei Beck fehlt etwas . . . Du sollst und mußt glauben — ja freilich, aber wie mach' ichs? Das ist die Frage! . . . Ich möchte gern und kann nicht, bis der Morgenstern vor meinem Auge aufgeht und ich das goldene Wort in Gottes Schrift herauslese: Du darfst glauben. Das bekehrt mich erst . . . Christus mit seiner lebenschaffenden Gnade das Reichszentrum — darin geht bei Beck alles auf und auch mit Recht, aber wie die Gnade mir Leben gibt, indem sie mir überschwengliche Barmherzigkeit bietet, das kommt zu kurz. Barmherzigkeit, ruft meine Seele; da ist Barmherzigkeit, ruft der Heiland — aber die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, die ein Sündenherz vor Freude erbeben macht, dieser Mittelpunkt der Reichsregierung Christi, wo findest du sie bei Beck? Er kennt sie, denn er kennt den überschwenglichen Frieden Gottes, aber er mag sie wohl nicht betonen, weil er die Zucht der Gnade für nötiger hält zu betonen. Respekt will er uns blasierten und raffinierten Menschen einflößen, aber er sollte auch ein klein wenig

nur bedenken, daß doch auch die blasierten Leute bodenlos elend sind, und uns ein Herz für den Heiland machen. (S. 48)

So wurde ihm der Glaube an die (wesentlich juristisch oder forensisch gefaßte) Rechtfertigung der Mittelpunkt des Christentums. Hier wurzelt seine ganze Lebensgewißheit. Während sein Freund Schlatter aus der Bibel daneben den Gedanken heraushob, daß die Erfahrung der göttlichen Gnade den Christen in den aktiven Dienst Gottes stellt, und während Beck aus der Bibel heraus das Christentum allgemeiner als religiös-sittliche Lebensmacht verstand, blieb Cremer wesentlich Prediger des Trostes, der in der Gewißheit der Rechtfertigung liegt. Das war ihm das eigentliche Evangelium; er fand es überall im Alten wie im Neuen Testament und bei Luther. Indem er an allen denkbaren Punkten dafür kämpfte, fühlte er sich als Biblizist und zugleich als Lutheraner — gerade auch gegenüber dem konfessionellen, selbst dem Erlangischen Luthertum, das vielmehr in der Betonung der Wiedergeburt seinen dogmatischen Mittelpunkt hatte.

So zeigt Cremer die Nachwirkungen des Pietismus in einem besonderen Sinne. Die theologische Fruchtbarkeit des Pietismus macht sich seit Schleiermacher überall in reichster Fülle bald direkt, bald auf Umwegen geltend. Pietistischer Geist in Verbindung mit Lutherischem waltet z. B. bei Ritschl, indem er die Selbständigkeit der Religion und des religiösen Erkennens gegenüber dem Welterkennen behauptet und eine christozentrische Gestaltung der Frömmigkeit wie der Theologie erstrebt. Pietistischer Einfluß führt das konfessionelle Luthertum zu seiner Betonung der religiösen Erfahrung und der Wiedergeburt, aber auch zu seinen theosophischen Liebhabereien. Wieder anders hält Cremer das pietistische Erbe hoch: vor allem darin, daß er sich überall und stets direkt an der Bibel orientiert, die er freilich möglichst Lutherisch versteht. Sogar in der Sprache wirkt sein Biblizismus nach: er spricht in seinen Briefen, ohne jede Süßlichkeit und Gemachtheit, in hohem Grade die Sprache Kanaans. So erklärt es sich, daß er trotz seines Stolzes auf sein Luthertum keineswegs zur konfessionellen Theologie übergeht. Wie er in der Kirchenpolitik der „Positiven Union" treu bleibt, obgleich er sachlich zuweilen den Konfessionellen näher steht, so in der Theologie dem Biblizismus; von früh an macht er die Bibel mit Vorliebe als kritischen Maßstab gegenüber der hergebrachten Kirchenlehre geltend. Die Bibel selbst mit historischer oder religiöser Kritik zu betrachten, war durchaus gegen seine Art. Bibel und Evangelium flossen ihm in einander. Unglaube oder Halbglaube schien ihm jede kritische Haltung gegenüber den biblischen Schriften.

Ebenso wurde er in einem zweiten Punkte durch pietistische Nachwirkungen zum geschworenen Feinde der „modernen Theologie". Mit dem Leben im Uebersinnlichen war der Gegensatz zur „Welt" ein tragendes Stück seines religiösen Bewußtseins; jede Hoffnung auf Verchristlichung der Welt schien ihm eine Verleugnung des eigentlichen Christentums. Denn da nur der schmale Weg der Bekehrung und des Bibelglaubens in Gottes Reich führt, kann dieses nur Sache Weniger sein, niemals Sache der Menge oder gar der Welt. Das „Evangelium der Weltverklärung", wie er es im Protestantenverein und bei Ritschl zu finden glaubt, ist ein anderes, ein falsches Evangelium. Der Name „Christliche Welt" bedeutet für ihn das rechte Sinnbild dieser ganzen unbiblischen, entweder völlig ungläubigen oder doch halbgläubigen Christlichkeit. Schon wegen des Namens also ist ihm unsere Zeitschrift ein Greuel. Sogar die Sozialpolitik, zu der ihn anfangs das christliche Mitleid mit den Armen und die Freundschaft mit Stöcker führte, wird ihm bald in diesem Sinne verdächtig; sie wird, so meint er 1895, „zum Taumelkelch für Jung und Alt, und der phantastische Traum einer Weltverklärung verdrängt den Ernst des Glaubens an ein letztes Gericht und an den wiederkommenden Herrn" S. 200.*) Trotz Stöcker hat

*) Ebenso erkennt sein Freund Kähler in den neuen christlichen Bewegungen „ein Uebermaß der Diesseitigkeitsschätzung". Er findet es in Rom, im Reichsboten, im Christlichen Sozialismus, im Ritschlianismus, im Protestantenverein; auch Stöckers Ziel sei in der Theorie doch eine christliche Welt und ein die Welt bestimmendes Christentum (S. 218).

er sich seitdem von ihr ferngehalten; am Kirchlich-sozialen Kongreß hat er sich nicht beteiligt.

Eine einfache, aber in ihrer Einseitigkeit kraftvolle Persönlichkeit haben wir in Hermann Cremer vor uns. Wir müssen es dem Sohne danken, daß er sie so bald auch literarisch festgestellt hat. Zwar um eine künstlerische, seinen Helden mit rechtem Maß in die Umgebung einstellende Biographie schreiben zu können, dazu steht er ihm persönlich, zeitlich und sachlich zu nahe.*) Aber er führt uns doch dank eigener intimer Kenntnis und reicher Benutzung des Briefwechsels (vor allem mit Kähler und Schlatter) tief in das Seelenleben des charaktervollen Mannes ein und gibt die Möglichkeit, eine Fülle kirchlich-theologischer Geschichte mit ihm zu erleben — unter Gesichtspunkten, die uns zum Teil recht fremd, aber auch recht lehrreich sind.

Das Gefühl des Lesers gerät in eine zwiespältige Bewegung. Unwillkürlich empfinden wir achtungsvoll die Bedeutung dieser Persönlichkeit. Als Pastor, als Professor und Kirchenpolitiker — überall ist er ein ganzer Mann; überall spricht und handelt er aus den Tiefen des Glaubens heraus, der ihn erfüllt. Das Evangelium und nichts als Evangelium will er vertreten. So gegenüber der Gemeinde von Ostönnen, die ihn mißtrauisch, ja feindselig empfängt und dann mit Schmerzen wieder ziehen sieht; so auch gegenüber aller Vielgeschäftigkeit des praktischen Christentums, den gouvernementalen Neigungen seiner positiv-unierten Freunde, der welt- und kritikoffenen Theologie. Da ist kein Wankelmut und keine Menschenfurcht, keine Eitelkeit und kein Ehrgeiz.**) Mag er mit Alledem innere Kämpfe auszufechten haben — er deutet es zuweilen an —, stets überwindet er doch dies Stück Welt in seiner Seele. Kein Wunder, daß ein solcher Mann starke Wirkungen zumal auf seine Schüler übt. Wo er auch kämpft, er steht wie ein Fels im brandenden Meer, ein rechter Seelsorger für solche, die schwach sind nach irgend einer Richtung des Lebens.

Und doch liegt über seinem Leben eine schwere Tragik. Nicht in erster Linie deshalb, weil er die bibelkritische und weltoffene Theologie immer weiter vordringen sah, sogar in den Reihen seiner eigenen Truppen, und daß er einen trüben Eindruck von den jüngeren Geschlechtern gerade der konservativen pommerschen Pastorenschaft gewann, die er doch selbst erzogen hatte.***) Viel tiefer berührt den mitempfindenden Leser die Wahrnehmung, wie arg er den Strahl der Gottesgnade, der ihn getroffen, vermenschlicht und verengt. Es ist, als ob er des eigenen Christentums nur dann ganz sicher wäre, wenn er das Anderer herabsetzen kann, und wenn er die Seele zu einem Fanatismus erhitzt, der wider seine Feinde — in diesem Fall den Liberalismus — die Rachepsalmen betet. Es fehlt die demütige, bußfertige Kritik des eigenen Entwicklungsganges und

*) Auch im Einzelnen läßt sich Vieles tadeln. Hier nur Ein Beispiel. Wenn der Vater Cremer in der Hitze des Kampfes behauptet, nach Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums gehöre der Sohn nicht in das Evangelium, so mag das zur Not noch verständlich sein. Unverständlich aber ist das Verfahren des Sohnes. Er zitiert zwar richtig: in das Evangelium, „wie es Jesus verkündigt hat"; aber er tut, als ob dieser Zusatz nicht vorhanden wäre. Er tut es, obwohl er mindestens aus Harnacks Berliner Kongreßrede von 1910 wissen muß, daß Harnack neben das Evangelium Jesu, in das dieser selbst nicht gehört, das Evangelium von Jesus als dem Herrn und Christus stellt, und daß er sich persönlich wie theologisch zu beiden frohen Botschaften bekennt. Sogar der Vergleich mit Schleiermachers „Reden über die Religion" muß dem Verfasser dazu dienen, die Christlichkeit der Harnackschen Vorlesungen ungünstig zu beleuchten. Er behauptet: „Wie ganz anders hatte Schleiermacher die Person Jesu in den Mittelpunkt gestellt!" (S. 297.) Wirklich?! In den „Reden über die Religion"?!

**) Es ist falsch, ihm daraus einen Strick zu drehen, daß er bei dem Konflikt mit dem Oberkirchenrat (1874 f.) den Redakteur der Kreuzzeitung für ein besonders heftiges Produkt seiner Feder ins Gefängnis wandern ließ. Viel lieber hätte er selbst die Strafe getragen. Vgl. S. 111 f. des Buches.

***) „Geht es so weiter, so stellt demnächst ganz Pommern kein irgendwie tüchtiges Mitglied mehr zu den positiven Gruppen, obwohl sie vor der Hand in den Geleisen der Väter weiterfahren werden. Es fehlt an der Direktive, an der Anregung und an dem Mut, der Wahrheit wider sich selbst und wider die Welt ins Gesicht zu sehen. Nur keine Aufregung! nur nicht in die Tiefen hinab! O es ist tief traurig, und dabei Kirchenfürsten, Generalsuperintendenten, die nichts weniger verstehen als κυβερνᾶν und οἰκοδομεῖν [leiten und aufbauen; S. 216]."

darum der eigenen theologischen Gedanken; es fehlt der von glaubender Liebe geschärfte offene Blick für den religiösen Reichtum Anderer. Keine Spur findet sich bei ihm von der notwendigen Erkenntnis, daß Gott größer ist auch als sein Herz, und daß der Reichtum der göttlichen Gnade Inhalte hat, die er nicht persönlich zu erleben vermag. Darum hat er auch in der wissenschaftlichen Theologie, obschon als Theolog nicht unbedeutend, nirgend wirklich schöpferisch gewirkt.

So ist es ihm trotz mancher Bemühung unmöglich, anders denkende Theologen zu verstehen. Wie peinlich berührt den Leser schon die Art, in der Cremer (und sein Sohn) gelegentlich den Greifswalder Kollegen Erich Haupt behandelt, an dessen milder Weitherzigkeit er sich ärgert! Wichtiger ist das Verhältnis zu Albrecht Ritschl. Es gab der positiven Berührungen wahrlich genug. So die Haltung gegenüber den sozialen Bestrebungen, und darüber hinaus die ganze Art, die Predigt des Evangeliums wider alle Vielgeschäftigkeit der kirchlichen und vereinsmäßigen Praxis in den Vordergrund zu stellen; in der Theologie die Ausweisung der uninteressierten Metaphysik aus der Theologie, der Kampf gegen die natürliche Theologie und Gotteserkenntnis, das Verständnis für die vergessene zentrale Stellung von Rechtfertigung und Versöhnung, die Auffassung der Gerechtigkeit Gottes. Allein Cremer hat keine dieser Berührungen als geistige Nähe empfunden. Für eine Theologie, die sich mit grundsätzlicher, obschon sehr konservativ geübter Bibelkritik, mit bestimmten zeitphilosophischen Elementen und mit einer weltoffenen, weltverklärenden Ethik verband, für eine solche Theologie konnte er kein Verständnis besitzen. Er sah es kaum, welchen Fortschritt sie gerade auch in seinem Sinne über den Altliberalismus und manche Zweige der Vermittlungstheologie hinaus bedeutete. Er spürte es nie, daß gerade zur Bibelkritik ein starker Glaube gehört, und daß die Hoffnung auf Weltverklärung bei seinen besten Gegnern auf einem glaubensfrohen Dennoch beruhte. Darum hat er zwar geholfen, konfessionelle und positiv-unierte „Gläubige" einander näher zu bringen, die Scheidung nach links aber beträchtlich verschärft.

Schon das geringste Zusammenarbeiten mit liberalen oder Ritschlschen Theologen verwirft er als Halbheit. So verweigert er den Beitritt zum Evangelischen Bund. In einem Brief an Kähler von 1892 nennt er sogar den Kongreß der Inneren Mission, wie er unter der Führung von Bernhard Weiß geworden sei, einen „Kongreß der Halben". Natürlich gehört er dem Evangelisch-Sozialen Kongreß nur mit Bedenken an und steht neben Stöcker als der ständige Warner. Als beim Frankfurter Evangelisch-Sozialen Kongreß (1894) der hessische Pfarrer Weicker gefordert hatte, daß Harnack wegen seines Angriffes auf das Apostolikum Kirchenbuße tue, da sagte Cremer im vertrauten Kreise, dieser Pfarrer sei der einzige Mensch, der den Kongreß mit gutem Gewissen verlassen habe (S. 196). Es war ihm eine Befreiung, mit Stöcker aus dieser Gemeinschaft zu scheiden. Selbst solche „Positive" verstand er nicht, die dem modernen Denken in der Form und an peripherischen Punkten entgegenkommen, um den Hauptinhalt des alten Evangeliums desto sicherer zur Geltung zu bringen. Darum bekämpfte er wie Harnack so auch Reinhold Seeberg und die „modern-positiven" Tendenzen. Und in der Tat, die neuesten Wandlungen der konservativen Theologie sind ein Gericht über seine religiöse wie über seine theologische Enge.

An Erfahrungen, die ihm die Enge seiner Art schmerzlich vor das Auge rücken konnten, fehlte es auch Cremer nicht. Ist es nicht merkwürdig, daß die Katechese ihm nach seiner eigenen Empfindung und dem Urteil seines Vaters so schwer fiel? Vor Kindern ist der stets in schlimmer Lage, der zwar innerlich groß genug ist, sich von methodistischer Seelentreiberei und römischer Aeußerlichkeit fern zu halten, aber doch andersartiges Seelenleben nicht verstehen und daher nicht zur Entwicklung bringen kann. Oder wenn ein junges Mädchen seine Werbung mit der Begründung abwies, sie fürchte bei einem Manne, der seines Gnadenstandes stets so gewiß sei, für ihr inneres Leben nicht zu finden, was sie bedürfe (S. 53), — war das nicht beredt genug?

Allein wir wollen angesichts eines solchen Mannes nicht richten, sondern uns der Tatsache freuen, daß auch in dem engen und daher weithin verhängnisvoll wirkenden Glauben Cremers noch eine geistesmächtige Kraft und Wahrheit lag; eine Wahrheit von so gewaltiger Art, daß sie diese bedeutende Persönlichkeit tragen und zum Segensquell für Viele machen konnte.

Horst Stephan

Die Kraft des Schweigens

Schweigen ist eine Kraft. Sie ist vielleicht die größte in der Welt.

Schon ein Handwerker, will er einen besonders schweren Gegenstand heben, bewältigen, eine besonders schwierige Aufgabe anpacken, so orientiert er sich nur mit seinen Blicken. Mag der Auftraggeber reden, was er will: ists dem Ausführenden wirklich ernst um seine Sache, so prüft er und — schweigt.

Und dann faßt er an, grade an der rechten Stelle, hebt, meißelt oder klopft und — schweigt erst recht.

Es gibt Leute genug, die halten auch das Schweigen für eine Kunst und üben sie in geschickter Weise. Es sind die Bauernschlauen, die sich das Wort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" auf ihre Art zurechtgelegt haben. Nur immer viel horchen und hören; viel sagen schadet nur.

Das Wort, das man auf ganz alten Bauernhäusern stehen sieht, und das manche Luther zuschreiben, könnte auf eine ähnliche Gesinnung schließen lassen: „Viel wissen und wenig sagen . . . Ist das nicht eine feine List — Wer seiner Zung ein Meister ist?"

Doch wieviel höher als jene Philisterweisheit steht dieser Spruch, der sich nicht nur auf die Händel zwischen Bauernhäusern oder die Streitigkeiten der Durchschnittsmenschen bezieht, die aus Klugheit schweigen sollen, sondern der schon einen „Meister der Zunge" verlangt.

Das Schweigen dieses Meisters, der sich selbst überlistet, erschöpft sich nicht im Widerstand, im Nichtserwidern bei Angriffen. Es ist mehr.

Das größte Schweigen ist nicht passiv, sondern Tat.

Wenn Michelangelo auf seinen Marmor hieb, daß der David oder der Moses heraussprangen, kann man sich ihn nur schweigend vorstellen. Und wenn er schließlich alle seine Helfer und Freunde sanft von sich entfernte, um fast zwei Jahre lang, hoch oben auf dem Gerüste liegend, die Decke der Sixtinischen Kapelle zu malen und dort Gott-Vater und Adam und Eva und alle die gigantischen Propheten und Sibyllen zu schaffen, so ging wohl jedem Anhieb, jedem neuen Entwurf seines Pinsels auch ein tiefinnerliches ungeheures Schweigen in seiner Brust vorher. — —

Als der Hohepriester auf alle die vielen Anklagen und Zeugen wider Christus aufstand im Hohen Rat und frug: „Antwortest du nichts zu dem, das diese wider dich zeugen?" Da heißt es weiter: „Aber Jesus schwieg stille."

In diesem Schweigen damals lag eine Kraft, die die geistigen Geschicke der Menschheit in eine neue Kurve zwang.

Es hat einer Teile aus den Evangelien in unsre moderne Sprache und Anschauungen übersetzt, und die Stelle aus der Bergpredigt, in der man dem Zuschlagenden „auch den andren Backen hinhalten" soll, gab er so wieder: „Ihr habt gelernt: Du sollst nicht töten und nicht zuschlagen im Zorn. Ich sage dir, wenn einer im Zorn mit dir streitet und will dich schlagen, so stehe mit gesenktem Arm, und du wirst ihn besiegt haben."

Wer mit gesenktem Arm stehen kann in solcher Lage, der hat den Sieg in sich.

Wer es versteht, seinem Schicksal gegenüber mit gesenktem Arm zu stehen, der hat es überwunden. Und wenn seine Seele auch Nein! Nein! schrie vorher. Er hat gesiegt, denn er hat nun die Kraft: klar zu sehen.

Klar zu sehen — und doch weiter zu leben. Trotzig, fest, stark.

Das Schweigen ist das Siegel des Helden.

Und Du — siehst du Steine und Felsblöcke auf deinem

Lebensweg, über die du glaubst niemals hinauskommen zu können: besieh sie dir und schweige.

Alles Denken und Grübeln über diese entsetzlichen Hindernisse, die du in deiner Harmlosigkeit ja nie für möglich gehalten hast, nützt dir nichts. Alles Sprechen, Weinen oder Anklagen darüber schadet nur und macht dich schwach. Dann zermalmt dich das Leben.

Lerne das große Schweigen, das Ergebung und Sieg zugleich ist, das dir dein rechtes Augenmaß wiedergibt und dich dann zum Handeln zwingt.

Es schaltet alles aus, das nicht dazu gehört; es stellt nur dich hin in den Weltraum: dich und deine Aufgabe, dein Lebensrätsel, deinen Schmerz.

Kein Schmerz ist so groß, daß er nicht getragen werden könnte.

Nicht Glück entfesselt das Höchste, das Stolzeste im Menschen, sondern der Schmerz: die Kraft, die der Mensch anwendet, um ihn zu überwinden.

Zu Ada Negri tritt der Schmerz in Weibsgestalt an ihr Bett, und sie ruft: Weg, weg von mir, o furchtbar Weib! Aber als sie ihn angehört und begriffen hat, ist ihr Schlußwort ein kurzes: Bleib!

Mag uns der Schmerz schütteln und fast zu Boden werfen: ein verheißungsvolles Schweigen in unsren tiefsten Tiefen belehrt uns, daß wir stärker dadurch werden. Denn wir entziehen uns ihm nicht.

Dann finden wir die rechte Stellung auch zu denen, die vielleicht die Urheber unsres Schmerzes sind und um uns leben. Oder zu dem, der der Letztverantwortliche dafür ist.

Und das große Schweigen, mit dem wir nun seine Gestalt in uns aufnehmen können und das jenseits von Schmerz und Glück ist, — ist zugleich unser erstes neues Glück. Denn wir empfinden in diesem herben In-uns-selbst-Beruhen das Reifen unsrer Persönlichkeit.

Meta Schneider-Weckerling

Ist unser Wille frei?

2

Dies ist der Denkfehler, an dem sie beide kranken, Deterministen wie Indeterministen, dies der logische Sündenfall, aus dem alles Weitere folgt: daß sie mechanische und geistige Kausalität verwechseln. Anders gesagt: sie nehmen den Maßstab für die Beurteilung geistiger Vorgänge aus der Außenwelt. Man bedenke, was das bedeutet.

Unsre sinnlichen Wahrnehmungen lassen uns eine Welt erkennen, die außer uns, das heißt, außer unserem Geiste besteht. Wenigstens setzen wir eine solche Welt voraus. In ihr beobachten wir die regelmäßige Aufeinanderfolge gewisser Geschehnisse, die uns annehmen läßt: wenn a gegeben ist, wird b darauf folgen. Wenn wir über eine Violinsaite hinstreichen, so wird ein Ton hörbar. Wir nennen das erste „Ursache", das zweite „Wirkung" und schließen, sobald wir einen Geigenton hören, darauf, daß jemand über eine Saite streicht. Diese Kausalität, nach der wir, einem geistigen Bedürfnis zufolge, überall in der Welt suchen, ist freilich kein Ding an sich, sondern nur — mit Wundt zu sprechen — eine uns Menschen einwohnende „regulative Idee". Wir können auch nicht behaupten, daß es unendlich lange Kausalreihen gebe; wir können immer nur wenige Glieder einer Ursachenkette zurückverfolgen. Noch weniger können wir beweisen, daß das Weltall ein lückenloses Gewebe sich millionenfach kreuzender Kausalitäten sei. Hier ist alles hypothetisch, nicht zum mindesten der Begriff einer beharrenden Grundlage aller kausal verknüpften Erscheinungen, die wir „Materie" nennen. — Nun schreiben wir jener Verknüpfung von Ursache und Wirkung Notwendigkeit zu: die gestrichene Saite muß klingen. Es ist schwer zu sagen, wie wir auf diesen Begriff der Notwendigkeit kommen von Dingen, die sich außer uns vollziehen. Denn daß etwas geschehen müsse, kann ich niemals außerhalb beobachten, sondern nur innerlich erleben. Wir verlegen also eine Erfahrung, die wir jeweils in uns machen, in die Außenwelt. Wir erklären sie uns, wie immer, anthropomorph. Weil wir zuweilen „müssen", schreiben wir gewissen Erscheinungen dieselbe Zwangslage zu. Woher nun aber auch unsere innere Erfahrung des Müssens stamme — es kann hier ununtersucht bleiben — das ist zweifellos: daß wir sie nicht aus unseren Willensregungen entnehmen. Stammt doch aus ihnen gerade der entgegengesetzte Begriff, der der Freiheit! Wenn z. B. die Alten die Bewegung der Sonne als die Tat eines menschenähnlichen Gottes deuteten, dessen Wille den Feuerwagen lenke, so betrachteten sie diesen Naturvorgang nicht unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit, sondern der Freiheit. Die Naturwissenschaft dagegen, die die Himmelskörper nicht mehr für bewußte Lebewesen hält, erklärt ihre Bewegungen mechanisch, durch Naturkausalitäten. In der physikalischen Welt, so behauptet sie, herrscht blinde Notwendigkeit, ehernes Muß. Der Stein, den ich in die Luft werfe, muß zu Boden fallen. Ich kann dieses Muß an mir selber mittelbar erleben, nämlich an dem Substrat meiner Innerlichkeit, dem Stück Außenwelt, das ich meinen Körper nenne. Dieser gehorcht unter Umständen mechanischer Kausalität: ich weiß aus Erfahrung, was „fallen" heißt. Aber ich weiß auch, daß dieses fatale Müssen grundverschieden ist von derjenigen Regung meines Inneren, die ich „wollen" nenne. Der bekannte Satz Spinozas: Wenn der durch die Luft geworfene Stein Selbstbewußtsein hätte, so würde er denken: „Ich will jetzt fliegen" ... ist falsch. Sondern er würde denken: „Ich falle irgendwohin." Ohne Freiheit kein Wille, und umgekehrt.

Sonach halte ich es für den Grundirrtum des herkömmlichen Determinismus, daß er zur Erklärung eines geistigen Vorgangs, wie es der Wille ist, die Analogie eines physikalischen benutzt, oder vielmehr eine Regel, die wir aus physikalischen Erfahrungen in die Natur hineindeuten. Mechanischer Kausalitätszwang soll unser Innenleben beherrschen! Das ist wahrlich nicht, wie etliche Deterministen verkünden, eine Entdeckung, der des Kopernikus vergleichbar! Das heißt vielmehr die Dinge auf den Kopf stellen, die Innenwelt aus der Außenwelt erklären wollen, anstatt umgekehrt.

Noch einmal, um neue Mißverständnisse zu vermeiden: ich leugne nicht die Wirksamkeit von „Motiven" bei dem Willensentschluß. Ich nehme an, daß für jeden Willensakt — um dies Gleichniswort zu gebrauchen: „Beweggründe" vorhanden sind, gleichviel, ob bewußt oder unbewußt. Ich gebe durchaus zu, daß unser Wille unter mehreren verschieden orientierten Zielvorstellungen sich auf diejenige zu richten pflegt, die wir als „stärker wirkend" empfinden. Aber ich bestreite entschieden, daß all diese Bildworte beweisen, daß es darum in unserem Inneren zugeht wie in einem mechanischen Apparat, etwa einem maschinell betriebenen Webstuhle. Es ist eben ein Denkfehler, aus physikalischen Vorgängen geistige Geschehnisse erklären zu wollen, für die es in der Physik gar keine Analogieen gibt. — Auch das sogenannte „Gesetz vom zureichenden Grunde", auf das Schopenhauer so großen Wert legt, beweist keineswegs eine Bestimmtheit des Willens im Sinne mechanischer Nötigung. Geistiger Grund und Naturkausalität sind eben nicht dasselbe. Mit Recht weist Wundt, der nicht müde wird, diesen Unterschied zu betonen, darauf hin: daß bei materiellen Vorgängen Ursache und Wirkung äquivalent sind. Wie eine Kugel unter gegebenen Bedingungen fällt, läßt sich in einem Rechenexempel darstellen und voraussagen: die Wirkung ist in der Ursache bereits enthalten und aus ihr zu entwickeln. Dagegen eine Willenshandlung steckt nicht schon unentfaltet in den vorausgehenden psychischen Ursachen. Ein Dichterwerk ist nicht gleich der Summe aller seelischen Faktoren in dem Dichter, sondern etwas schlechthin Neues. Daher kann man allenfalls in rückläufiger Richtung die Entstehung des Goetheschen „Faust" aus väterlichen und mütterlichen Erbschaften, Jugendeindrücken und geistigen Dispositionen in den allgemeinsten Umrissen verständlich machen; aber man könnte nie eine geistige Arbeit aus einem noch so vertrauten Menschen im voraus konstruieren. Das liegt nicht nur an der unermeßlichen Kompliziertheit geistigen Geschehens, sondern daran, das es seinem Wesen widerspricht.

Die Willensmechanik, auf die der übliche Determinismus hinausläuft, ist wohl am Ende nur eine Abschattung des stillen Gedankens, daß das gesamte Seelenleben von der Mechanik des Gehirnprozesses abhänge. Es ist lehrreich zu hören, was Wundt, der Physiologe unter den Psychologen, hierzu sagt: „Daß die Materie", dieses von uns vorausgesetzte, nur in unserem Denken vorhandene Substrat der Erscheinungen, „auf unsere Vorstellungen oder gar unser Denken überhaupt Wirkungen ausübe . . . oder umgekehrt, ist absurd." Unhaltbarer ist darum nichts als der Materialismus, „da er die mechanische Kausalität zur Kausalität überhaupt macht." — Daß dies heute noch immer, zumal in der deutschen Philosophie, weithin geschieht, nach dem verhängnisvollen Vorbilde Kants, verdanken wir dem erdrückenden Einflusse der Naturwissenschaft, unter deren Bevormundung noch immer die Geisteswissenschaften stehen. Hier hilft nichts als ein radikales Umdenken, um das zu behaupten, was die Indeterministen von je in ihrem dunklen Drange zu retten getrachtet haben: die Souveränität des menschlichen Vernunftlebens. Denn der Indeterminismus ist nichts Anderes als der unvollkommene Ausdruck für die Einsicht, daß die allgemeine Naturgesetzlichkeit nicht genügt, um unsere Innenwelt zu erklären.

Die Frage der Willensfreiheit ist demnach nicht nach naturwissenschaftlicher Methode, sondern gemäß der Eigenart des geistigen Lebens zu behandeln. Der Ausgangspunkt der Erörterung aber darf nicht das unsre Naturanschauung regulierende Kausalitätsgesetz sein, von dem unser Innenleben gar nichts weiß, sondern unser Freiheitsbewußtsein. Dem Determinismus, der von uns verlangt, daß wir unsere Freiheit beweisen, ist zu erwidern: Beweise du vielmehr unsere Unfreiheit! Denn das Bewußtsein, daß wir innerlich unter keinem Zwange stehn, ist unser unmittelbares und ursprüngliches Erlebnis. Wer es angreift, hat seinesteils die Pflicht, dieses Bewußtsein als Täuschung darzutun.

Walter Nithack-Stahn

Landarbeiterinnen-Enquete

Kennen Sie die Lage der arbeitenden Frauen auf dem Lande?

Auf diese Frage wird ein Chor von Stimmen antworten: „Natürlich kennen wir sie! Als Arbeitgeber, als Landgeistlicher, Arzt, Schwester gewinnen wir die genauesten Einblicke in ihre Verhältnisse." — Ja, aber der Kreis, aus denen diese Erfahrungen geschöpft werden, ist meist sehr eng und wenn weitere Schlüsse daraus gezogen werden, so sind sie unsicher, oft widerspruchsvoll und falsch. Das Beobachtungsgebiet des Einzelnen ist zu klein, um allgemeine Folgerungen daraus entwickeln zu können.

Und was antwortet die Wissenschaft auf unsere Frage? Sucht man in den Zettelkasten der Bibliotheken nach dem Stichwort „Landarbeiterin", so findet man an Literaturangaben so gut wie nichts. Das Material, das durch die großen Enqueten des Vereins für Sozialpolitik und des Evangelisch-Sozialen Kongresses gesammelt worden ist, stammt aus den neunziger Jahren, ist also veraltet. Die Lage der Frauen konnte damals aber überhaupt nicht voll erfaßt werden, weil weibliche Auskunftspersonen nicht zur Mitarbeit herangezogen worden sind.

So fehlt es ganz an genauen und allgemeinen Kenntnissen auf diesem Gebiet; es fehlt ein vollständiges Bild des Arbeiterinnenlebens auf dem Lande, aus dem sich die allgemeinen Züge der Entwicklung und ihre tiefsten Ursachen klar erkennen ließen.

Um diese Lücke auszufüllen, hat der „Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen" in Berlin eine Untersuchung über die Lebensverhältnisse der ländlichen Arbeiterinnen eingeleitet. „Sie will durch eine umfassende Darstellung der Verhältnisse die Möglichkeit zu sichern Vergleichen und allgemeinen Schlüssen bieten, um etwa vorhandene Mängel in den Verhältnissen zu beseitigen, irrtümlichen Auffassungen über die ländlichen Zustände entgegenzutreten, festere Grundlagen für die Wohlfahrtsbestrebungen auf dem Lande zu schaffen und die öffentliche Meinung so zu beeinflussen, daß sie für richtige soziale Maßnahmen eintritt." Von einem Arbeitsausschuß, dem Exzellenz Thiel, Professor Sering und Professor Sohnrey als Mitglieder angehören, sind Fragebogen entworfen worden, durch welche Material in ganz Deutschland gesammelt werden soll. Für die einzelnen Provinzen und Bundesstaaten bilden Vertrauenspersonen den Mittelpunkt der Arbeit, welche die geeigneten ländlichen Auskunftspersonen zur Ausfüllung der Fragebogen heranziehen. Für die östlichen Provinzen ist auch bereits ein reiches Material zusammengekommen. Für Baden, Württemberg, Anhalt und das Königreich Sachsen, wo die Mitglieder der Evangelisch-Sozialen Vereinigungen mitarbeiten, steht solches zu erwarten. Dagegen sind manche Gebietsteile, wie Hannover, Westfalen, die Provinz Sachsen, Thüringen, die beiden Hessen, Lippe, Waldeck noch kaum bearbeitet.

Wenn ich nun im Leserkreis der Christlichen Welt für diese Sache zu werben suche, so geschieht es, weil Pfarrer und Pfarrersfrau als unsere erwünschtesten Mitarbeiter erscheinen; die gebildeten und neutralen Beobachter, die aufs innigste mit den Lebensbedingungen des Landes vertraut sind und ohne parteipolitische oder klassenegoistische Voreingenommenheit ihre Aussagen zu machen pflegen. Es besteht bei mir aber auch kein Zweifel, daß die Beteiligung an dieser Untersuchung grade dem Pfarrhause etwas zu geben vermag. Wie mir neulich ein schlesischer Superintendent bei Abgabe seiner Fragebogen schrieb: „Ich bin sehr dankbar für diesen Anlaß, wesentlich genauer in die Verhältnisse der Frauen auf dem Lande hineinzusehen, als es mir bisher möglich war, und ich wünschte, nur jeder Pfarrer müßte solche Bogen ausfüllen."

Man leuchtet an der Hand dieser Fragebogen tief in das Leben der Frauen und der Familien hinein, und es wächst die Einsicht in die ganze sozial-ökonomische Struktur der Gemeinde, durch die ihr psychologischer Charakter ja zum Teil bestimmt wird. Die Frage nach den Ursachen der Landflucht der weiblichen Bevölkerung ist von steigender Bedeutung, in rassenhygienischer, wirtschaftlicher und nationaler Beziehung. Die übermäßige Abwanderung der weiblichen Bevölkerung schafft das Uebermaß ungelernten Arbeitsangebotes in den Städten; ihre Zusammenpressung in den dortigen ungesunden Verhältnissen die großen Schwierigkeiten des Industrieproletariats. Anderseits aber macht das Fehlen der weiblichen heimischen Arbeitskräfte die Hereinziehung der Ausländerinnen nötig und verursacht die Ueberbürdung der Frauen, die auf dem Lande zurückbleiben.

Aber es gilt zuerst den Motiven für dieses Fortdrängen aus der Heimat nachzuforschen, die wirtschaftliche Lage der Frau und ihre innere Stellungnahme zu den ländlichen Verhältnissen festzustellen, bevor man Mittel und Wege finden kann, um die Entwicklung in andere Bahnen zu lenken.

Zu dieser Klarstellung will die Enquete führen. Freunde auf dem Lande, die bereit sind dabei mitzuhelfen, werden gebeten ihre Adresse bei dem „Ständigen Ausschuß für Arbeiterinnen", Berlin W. 35 Derfflingerstraße 17 (Vorsitzende Margarete Friedenthal) anzugeben, damit ihnen die Fragebogen zugesandt werden können.

Gertrud Dyhrenfurth

Hans von Hoffensthal

Wenn in grauen Wintertagen unsre Augen immer umsonst nach der Sonne ausschauen, dann wird in uns wohl die Erinnerung wach an goldige Sommerzeit, an blauen Himmel, an leuchtende, strahlende Wärme, die wir vor wenigen Monaten noch in uns hineintranken. Es braucht nicht viel, um uns all die vergangene Herrlichkeit wieder hervorzuzaubern: ein Wort, ein Bild kann uns plötzlich mitten hinein versetzen. Und aus der dankbaren Erinnerung an Vergangenes erwächst die Sehnsucht nach Zukünftigem — bis uns die Sonnensehnsucht aus der Gegenwart hinausträgt und uns hilft, die graue niederdrückende Stimmung zu überwinden.

Hoffensthal schildert diesen seelischen Vorgang einmal in „Maria-Himmelfahrt“. Wenn Unruhe und Arbeitshast Renia, eine der Hauptgestalten des Romans, zermürben, daß sie fast am Ende ihrer Kräfte ist, dann baut sie mit Photographieen das Bild der Bergkette vor sich auf, in der sie im Sommer Erholung fand. Und aus dem Bilde schon strömt neue Ruhe ihr entgegen und stärkt sie mit Kraft für ihre Arbeit.

In dieser kleinen Szene gibt Hoffensthal gleichzeitig seiner tiefen Ueberzeugung Ausdruck: nur in der Natur, besonders in der Natur seiner Heimat kann der Mensch froh und stark werden; sie ist die Quelle seiner Kraft und bleibt in Not und Leid des Lebens der Jungbrunnen, aus dem er Trost und neuen Lebensmut schöpfen kann.

Wer in der Natur eine solche Macht sieht, dessen Sinne müssen dem Wesen der Natur ganz anders aufgeschlossen sein, als die der Durchschnittsmenschen. Denn das macht es ja nicht, daß sie daherkommen und eine schöne Aussicht bewundern oder sich von der Größe der Berge überwältigen lassen: die Ohren müssen hell sein für jeden Vogelruf, sie müssen dem Summen und Surren der Insekten verständnisvoll lauschen; die Augen müssen geschärft sein für die kleinen und feinen Werdeprozesse, für das Keimen und Sprießen ringsumher; der ganze Mensch muß den Zauber des Lebens empfinden, das die Natur durchpulst.

Hoffensthal schlägt uns in den Bann seines eigenen Naturverstehens. Das, was er uns mit leiser Hand weisen will, können wir überall, auch im landschaftlich unscheinbarsten Erdenwinkel wiederfinden: überall und zu jeder Zeit breitet die Natur ihren Reichtum vor uns aus. Hoffensthal freilich braucht sich nicht mit solchen verborgenen Schätzen zu begnügen, er steht mitten inne in einer der schönsten Gegenden Tirols. Aus dem heimlichen Waldesweben führt er uns hinaus auf Bergeshöhe: hier soll sich das Auge sättigen an der Schönheit der Linien, Farben und Formen, und die Seele soll still werden angesichts dieser Erhabenheit. Das Etschtal ist der Schauplatz seiner Bücher: Bozen und Meran mit ihren traubenschweren Hügeln und die Gebirgswelt, die sich über und vor ihnen weitet; das trägt den Duft der Weinlese, das Brüten der südlich heißen Sonne und den frischen klaren Bergwind in seine Werke hinein. Zwei davon stehen ganz unter dem Zauber dieser Umgebung, „Maria-Himmelfahrt“ und das „Buch vom Jäger Mart“.*)

In beiden Büchern wächst mit dem Helden selbst, Bertold und Mart, die Liebe auf zu ihrer schönen Bergheimat. Sie beherrscht ihre Knabenjahre, sie bestimmt ihre Berufswahl, sie ist die Leidenschaft, die sie früher und tiefer packt als Frauenliebe. Für beide gibt es nur eine Möglichkeit zu leben: daheim! Und nun beginnt für beide der Konflikt: Bertold löst sich langsam und widerstrebend von seinem Heim und seinem Weib. Das Trugbild einer Liebe hat ihn geblendet und lockt ihn hinaus, um ihn draußen in der Fremde bald im Stich zu lassen. Fern von jeder Teilnahme und jedem Verständnis, in der doppelten Einsamkeit wird er sich bewußt, daß er nur in der Heimat gesunden kann. Diese hat inzwischen auch der verlassenen Frau als starke Helferin zur Seite gestanden: sie hat sie vor der Verbitterung geschützt, hat ihr den Weg zum Verständnis des Mannes gezeigt und hat sie befähigt, auszudauern bis zur Rückkehr des Gatten. War sie der Einsamen Trost und Hilfe während schwerer Monate, so muß sie bei Bertold Heil- und Kraftspenderin werden für ein langes Leben. Denn der Frau gegenüber kann er nur noch mit wenigen Worten sein Unrecht eingestehen, dann trennt der Tod die zwei Menschen für immer. Um seine Schuld einzulösen, wird Bertold fortan als Arzt in den abgelegenen Gebirgshöhen wirken: die Arbeit im Dienste seiner Heimat soll seine Sühne sein.

Mart wird, anders als Bertold, durch äußere Macht von seiner Heimatsscholle getrennt: in dem Augenblick, da er daheim am nötigsten ist, wird er zu den Soldaten einberufen. Er empfindet darüber keine Freude, keinen Stolz. Wir erleben alle die Qual mit, die das Heimweh, die Sorge um den Hof, die bange Ungewißheit über das Verhalten der Braut in Marts Seele aufrühren. Aus dem frischen, fröhlichen Burschen wird ein finsterer, schwermutsvoller Mensch, dem nach der raschen Tat an seinem Todfeind nicht Reue, nur Rache die Seele zerfrißt. Dann nach Jahren der Sühne der tagelange Heimweg über die Berge mit der Sehnsucht und Wiedersehenserwartung im Herzen — und der furchtbare Augenblick, der ihn plötzlich vor das verlorene Erbe und den vernichteten Wald stellt! Aber die Heimat beweist auch an ihm ihre Heilkraft; in ihr findet er sich wieder zu sich selbst zurück, und mit besonnener Ruhe geht er an das Aufrichten seines Lebens und seines Glückes.

Neben Hoffensthals kräftigen, dem tätigen Leben zugewandten Männergestalten stehen fast durchweg zarte Frauen; nur Clara, Marts Braut, ist diesem wesensverwandt. Mit selbstloser Opferfreudigkeit und Hingabe verbindet sie mutige Treue und tapferes Niederkämpfen aller Schwierigkeiten. An ihrer Seite wird Mart auch Herr seiner bitteren Erinnerungen werden. — Anders die Frauen in „Maria-Himmelfahrt“ und „Helene Laasen“. Als frohe heitere Mädchen treten sie uns zuerst entgegen, um sich langsam zu entsagenden Frauen zu wandeln. Sie sind nicht ausgerüstet für einen lauten Kampf des Lebens, ihre Stärke liegt im stillen Leiden. Die Liebe brannte in ihnen in reiner hoher Flamme, als aber graue Asche die Flamme erstickte, legte sich ein Schatten über ihr Leben. Klaglos nehmen sie ihr Schicksal auf sich; nicht Stolz und Herbheit, nein Milde und Freundlichkeit treten ihnen zur Seite und begleiten sie auf ihrem einsamen Wege — einem frühen Tode entgegen.

Tritt in Hoffensthals ersten Büchern die Handlung unwillkürlich zurück hinter dem feinen Stimmungsgehalt und den Naturschilderungen, so packt er in seinem letzten Roman „Lori Graff“ ein brennendes Problem an. Verflogen ist alle lyrische Stimmung, mit fester Hand hält der Dichter diesmal die Fäden der Handlung und läßt vor uns das Drama eines Frauenlebens aufsteigen.

Es ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden über sexuelle Fragen, und das alles hat wohl auch guten Boden gefunden. Aber mit den ernsten, oft wissenschaftlichen Ausführungen bleibt die notwendige Aufklärung immer noch auf kleine Kreise beschränkt. Deshalb können wir gar nicht dankbar genug sein, daß hier der schwerflüssige Stoff, in andere Form gegossen, noch einmal hinausgeschickt wird in die Welt. So wird er Kreise erreichen, die vorher unberührt seitwärts standen, und wird auch sie aufrütteln aus der Gleichgültigkeit, in die langdauernde Gewohnheit Viele verstrickt hat. Ergriffen von dem furchtbaren Geschick vieler Frauen, hat sich Hoffensthal aufgeworfen zum Kämpfer für sittliche Reinheit; mit erbarmungsloser Schärfe zeichnet er das Bild des seelischen und körperlichen Elends, das durch die Schuld des Mannes über junge unberührte Frauen hereinbricht und das Alles, Jugend, Gesundheit, Liebe und Mutterglück vernichtet! Mit unerbittlichem Ernst zeigt er, wie eine leichtsinnige Stunde hinreicht, um zwei Menschen von ihrem Glück zu trennen.

Nicht wissentlich hat Valentin von Alfreider gegen seine Frau gefehlt, unschuldig schuldig wird er der Urheber seines eigenen Unglücks. Als Loris warme junge Liebe sich in der Erkenntnis ihrer Krankheit in Haß und Verachtung gegen ihn verkehrt, sucht er durch jahrelanges Werben sie milde und versöhnlich zu stimmen. Umsonst, nichts kann sie innerlich mehr dem Manne verbinden, der ihr zu allem Anderen die Mutterhoffnung nahm. Gleich einer Kette schleppen sie die Ehe weiter, die Oberflächlichkeit und Skandalfurcht der Eltern nicht zu lösen gestatten. Dem Gatten fremd, von Niemandem wirklich gekannt und verstanden, so gleitet Lori, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, hinein in die Liebe zu einem Anderen. Bis jetzt hat sie gelitten um fremder Schuld willen, nun lädt sie eigene Schuld auf sich — sie hat nicht die Kraft, die Sympathie, nach der sie sich schon so lange sehnt, zurückzustoßen! Und nun beginnt der zweite Teil von Loris Kampf: jetzt steht Schuld gegen Schuld! In langer Abwesenheit mildert sich der Haß gegen ihren Gatten, und es reift in ihr die Erkenntnis, daß sie jetzt der Verzeihung bedarf. „Mitleid mit Valentins langer stiller Einsamkeit, Achtung vor seinem treuen Ausharren und

*) Maria-Himmelfahrt. Helene Laasen. Das Buch vom Jäger Mart. Diese drei je 4, gebunden 5,50 Mk. Lori Graff, 5, gebunden 6,50 Mk. Verlag Egon Fleischel und Co., Berlin.

Dankbarkeit für seine Güte" lassen sie den Weg wieder zurückfinden nach Hause. In gegenseitigem Verzeihen versuchen die Beiden sich ein stilles Glück aufzubauen, nur ein bescheidenes Restchen ihrer einst so hochfliegenden Träume.

Sie beide würden mit ihrem guten Willen vielleicht eines Tages vom Verzeihen zum Vergessen durchgedrungen sein, wenn nicht die Klatschsucht, die Kleinlichkeit und die Unversöhnlichkeit der Gesellschaft fortgesetzt auf der Lauer gelegen und das Vergessen mit ihrem unausgesetzten Raunen und Flüstern vereitelt hätte. Alles tapfere Hineingreifen und Feststehen hilft den beiden Menschen nichts; diese heimlichen Feinde sind nicht zu fassen und deshalb nicht zu überwinden. Da läßt Lori Graff entmutigt die Hände sinken; Ruhe und Frieden kann sie bei den Menschen, kann sie auch in sich selbst nicht mehr finden, so soll der Tod ihr schenken, was sie ersehnt. Am Gangkofl gleitet sie hinab in die Tiefe . . .

So wendet Hoffensthal zuletzt seine Waffen noch gegen eine zweite Front: gegen die gesellschaftliche Unsitte des lieblosen Absprechens, das verurteilt, wo es nicht imstande ist zu begreifen, das in seiner pharisäerhaften Ueberhebung sich zum Richter über die Nächsten aufwirft. Prüderie und Klatschsucht, das sind die dunkeln Mächte, denen der Dichter die Maske herunterreißen will, damit das Licht weitherzigen Verstehens hineinstrahle in das trübe Leben so mancher einsamen Frau. —

Nicht in die Hände unserer Töchter, wie Hoffensthal es wünscht, möchte ich das Buch legen, aber wohl in die Hände aller Eltern, daß sie ihre Töchter bewahren vor dem Schicksal der Lori Graff, und ebenso in die Hände aller jungen Männer, die ins Leben treten, daß sie der Versuchung widerstehen, wenn leichtsinnige Ratgeber ihnen von dem Recht des Mannes auf freie Liebe reden, und daß sie sich selbst vor der Ehe prüfen, ob sie würdig sind, die Hand auszustrecken nach einem reinen Mädchen. Möchte Lori Graff so hinausgehen und Vielen ans Gewissen rühren, dann hat sie ihre Mission erfüllt.

Helene Glaue-Bulß

Verschiedenes

Denken und Schauen. Gedichte von Hans Much. Würzburg, Curt Kabitzsch. 135 S. 4,50 Mk.

Der Verfasser, ein bekannter Bakteriologe in Hamburg, dessen Reisebriefe aus Italien viele auf seine starke ästhetische Eigenart aufmerksam machten, ist auch den Lesern der Christlichen Welt nicht mehr ganz fremd. Jedenfalls sollten unsere Freunde nicht achtlos an dieser neuen Gedichtsammlung Muchs, die sich an selbständige, denkende Menschen wendet, vorübergehen. Sein Können ist erheblich gereifter nach Gehalt und Form. An guten Impressionisten und Stimmungslyrikern ist ja gegenwärtig kein Mangel, aber tiefsinnige philosophische und religiöse Gedankenlyrik, wie Much sie uns hier bietet, ist schon ein selteneres Gut. Es ist auch kein schwankendes Tasten und Suchen mehr bei ihm, er besitzt eine klare idealistische Weltanschauung. So weiß er in kraftvollem, vornehmen Stil, der zweifellos an Schiller erinnert, zu singen von der Macht der Idee und des kühnen Wähnens, aber auch von den ehernen Grenzen des Wissens und der Ehrfurcht vor den ewigen Geheimnissen, von der Herrlichkeit innerer Siege und wahrer Menschengröße, aber auch von der Mühsal einsamen, gefahrvollen Emporklimmens zu den hohen Menschheitszielen. Freilich verraten gerade oft die ästhetisch wertvollsten Gedichte auch allzustolzes Selbstbewußtsein, und empfindlich stört es, daß die Menschenliebe nur als Stimmung sich hervorwagt und sozialethisches Empfinden sich fast nirgends äußert. Um so sympathischer berühren die köstlichen Lieder von der Natur, die ihm zur Künderin tiefster Wahrheiten und zum unversieglichen Quell der Genesung wird. Georg Weiß

Vom Ahnen und Wollen. Gedichte. Von Friedrich Ulmer. Zu beziehen von der Buchhandlung L. Finsterlin, München, Maximiliansplatz 22 oder vom Verfasser Pfarrer Dr. Ulmer in Adelshofen bei Rothenburg a. T. 46 S. 1 Mk. und 5 Pfg. Porto.

Aus Schauen geboren ist das Ahnen und Wollen, von dem diese Gedichte reden, aus einem starken Wirklichkeitssinn entsprungen, der in allem, was ihm begegnet, die Tiefe ahnt, die sich dahinter verbirgt, und das Leben will, das darin zum Ausdruck kommt. Es ist nie ein sentimentales Schwelgen in Gefühlen, sondern eher eine herbe Nüchternheit, die die Menschen und die Welt und das eigene Ich sieht, wie sie sind. Der tiefe Eindruck aber davon, wie sie sein sollten und sein könnten, treibt den Verfasser zu einem kraftvollen Suchen und frohen Empfinden des wahrhaftigen Lebens, des Gottes, der ihm überall spürbar entgegentritt, in einsamen Stunden der Andacht und im schaffenden Leben, in der Natur und im eigenen Kind. So spricht aus jedem der Gedichte, die den „Frommen" manche bittere Wahrheit sagen, eine echte, starke und unmittelbare Frömmigkeit.

J Sammetreuther

Lieder und Legenden. Von Gertrud Freiin von le Fort. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag 1912. 71 S. 2, gebunden 3 Mk.

Das kleine Buch zeugt von lyrischer Begabung. Ein feines, stolzes Empfinden, verhaltene Leidenschaft, auch abgesehen von den wenigen religiösen Gedichten — Gottsucher-Liedern — ein religiöser Unterton, ein Zug zum Mystischen und Träumerischen, dabei Klarheit der Auffassung und eine meist sichere Sprachkraft, auch ein musikalischer Klang kennzeichnen diese Gedichte. Nur vereinzelt drängt sich die Reflexion ein oder streift die Dichtung ans Sentimentale. Einmal versucht die Dichterin auch den Volkston, aber er gelingt ihr nicht. Am meisten scheint sie mir sie selbst in der Poesie der einsamen Sehnsucht zu sein. Zart und doch tapfer reckt sich die Sehnsucht der Seele, die allein sein muß, nach dem Großen und Unendlichen, und wenn auch das Rätsel des Lebens zuweilen wie eine dunkle, drohende Gestalt vor ihrer Pforte steht, ein inneres Leuchten gibt ihr doch die Zuversicht zu neuem Fluge. Was die Dichterin von gegenständlichen Bildern wiedergibt, das ist fast immer geschaut und verinnerlicht; was sie dagegen als Legenden bezeichnet, ist nicht etwa naive Epik, sondern es sind romantische Stoffe meist in Stimmung aufgelöst. Eine ungesuchte Vornehmheit liegt über diesen Gedichten, und es ist wohl nicht Zufall, daß ich durch sie an Chamisso erinnert worden bin; irre ich nicht, so fließt in den Adern der Verfasserin romanisches Blut. Tritt sie mit dieser Sammlung zum ersten Mal an die weitere Oeffentlichkeit, so darf man sie dazu beglückwünschen; sie wird uns noch mehr zu sagen haben. Rudolf Günther

Ich lebe und ihr sollt auch leben. Ein Jahrgang Predigten. Von Robert Aeschbacher, weil. Pfarrer am Münster in Bern. Basel, Friedrich Reinhardt 1911. 476 S. 4, gebunden 5 Mk.

Die von dem inzwischen Heimgegangenen vor vier Jahren veröffentlichte Predigtsammlung „Wir sahen seine Herrlichkeit" hat schon fünf Auflagen erlebt. Das beweist nicht nur, daß er dem Geschlecht unserer Tage etwas zu sagen hatte, sondern auch, daß die Stimme des Predigers von der Kanzel auch in unserer Zeit dann auf ein Echo zu rechnen hat, wenn er etwas darzubieten vermag, das der Zuhörer (und Leser) an anderen Stätten und aus anderen Quellen nicht schöpfen kann. Das Besondere und Wertvolle, das dieser Prediger zu geben hat, ist im Grunde etwas ungemein Einfaches: er redet mit Ueberzeugung von Herz zu Herzen, er redet ohne jede Phrase in der Sprache des gesunden Menschenverstands und des Gewissens; dabei hat er ein feines Ohr für die Fragen und Nöte des modernen Menschen und gibt, im Evangelium positiv Fuß fassend und im Geist und Sinn des Meisters stehend, den Fragenden Antwort und den Zweifelnden die Hand: eine Rechtgläubigkeit, die keine Hörner und Zähne hat, sondern Sympathie mit jeder kämpfenden Seele und magnetische Kraft für die Suchenden aller Gattung. Das Geheimnis dieser Predigtweise, die auf besondere Originalität oder auch auffallende rednerische Kraft keinen Anspruch macht und doch immer anzieht, fesselt und überzeugt, ist einmal dies, daß ihr Verfasser so redlich und einfach, sachlich und warm die großen Lebenswerte selbst zum Worte kommen läßt, und sodann, daß er die Punkte mit überraschender Treffsicherheit aufdeckt und ins Licht stellt, woran die Zweifel und die Glaubenshindernisse des heutigen Menschen hängen, um sie so klar und überzeugend zu beantworten und zu widerlegen als nur möglich. Dabei ist er genug bewandert in der modernen Literatur, um gerade das Charakteristische darin zum Zeugnis für oder wider hervorzuheben. Eine Probe davon sei angeführt. In der Adventspredigt über „die Botschaft des Täufers" mit ihrer Zweifelsfrage werden allerlei moderne Zweifel und Ablehnungen dem Angebot Jesu gegenüber abgehört und dabei unter anderen auch die der vornehmeren, edleren Geister, die die Menschheit emporzuführen streben: „Warum sagen sie denn: Nicht er ists, den wir brauchen? Nun, eine Schriftstellerin unserer Tage, die in ganz besonderer Weise mitzuhelfen trachtete, eine schönere Zukunft heraufzuführen, Ellen Key, sie spricht es mit anerkennenswerter Offenheit und Klarheit aus, weshalb sie Jesus nicht als Führer ins gelobte Land brauchen können: »Der Prozeß der Abkehr vom Christentum, schreibt sie, spielt sich für mich ganz unabhängig von der Naturwissenschaft und Bibelkritik ab. Der Konflikt dreht sich nur um den Einen, alles entscheidenden Punkt: will ich jene Opfer meiner Persönlichkeit bringen, die erforderlich sind, um mich ganz in Jesu Persönlichkeit einzuleben?" Mir scheint es, daß hier der Finger wirklich auf den entscheidenden Punkt gelegt wird. Jesus verlangt Opfer. Das Neue kommt durch ihn nur, indem wir neu werden." — Kann man präziser und treffender die Frontstellung des Christentums gegenüber den geistigen Strömungen der Neuzeit bezeichnen? Dies ein Beispiel für viele. Johannes Herzog

Gott und Mensch. Sechs religiöse Vorträge über die Grundfragen der Religion von M. Mayer, P. Merz, W. Buder, R. Paulus, G. Herzog, J. Herzog. Heilbronn, Eugen Salzer 1912. 2, gebunden 2,80 Mk.

Es ist zu begreifen, daß diese im vergangenen Winter in Stuttgart gehaltenen Vorträge laut Vorwort einen ungewöhnlich starken Besuch gefunden haben. Denn sie sind sehr wohl geeignet, die Frage nach Gott in seinem Verhältnis zu Mensch und Welt vom Standpunkt freier Frömmigkeit und frommer Freiheit zu beleuchten und zu klären. So wird es auch Niemanden gereuen, die gedruckten Vorträge sich anzuschaffen und zu studieren. Sie behandeln folgende Fragen: Warum glauben wir an Gott? — Ist Gott persönlich? —

Regiert ein Gott der Liebe und Gerechtigkeit die Welt? — Geschehen Wunder? — Wie redet Gott mit uns? — Wie reden wir mit Gott?

Richard Kade

Worauf ruht unser evangelischer Glaube? Vortrag von Archidiakonus Bindemann. Dessau, Kommissionsverlag A. Haarth. 15 S. 30 Pfg.

Die Kirchenfrage in Hamburg. Von Paul Ebert, Pastor an der Immanuelkirche. Hamburg, Evangelische Buchhandlung von Fr. Trümpler 1912. 48 S. 30 Pfg.

Nürnberger Protestantismus. Aus seiner Vergangenheit für seine Zukunft. Von Dr. Hans Pöhlmann, Professor an der Oberrealschule. Nürnberg, G. Löhes Buchhandlung 1913. 16 S. 35 Pfg.

Wenn die großen kirchlichen Kämpfe in den kleineren Landeskirchen zum Austrag kommen, nehmen sie im Vergleich mit der preußischen Landeskirche unwillkürlich einen viel milderen oder einen viel schrofferen Charakter an. Das ist begreiflich. Man muß aber im allgemeinen Interesse wünschen, daß von dieser Alternative der erste Fall die Regel bleibe.

In Anhalt scheinen Etliche das Gegenteil vorzuziehn. Der Vortrag von Bindemann ist das Peinlichste, was ich seit langem gelesen habe. Er baut sich ausgesprochenermaßen auf einem Zeitungsbericht auf (den ich übrigens gelesen habe), als ob der Redner sonst von den Männern nichts wüßte, die er bekämpft — Glieder derselben kleinen Landeskirche! Er malt ihre Karikatur keck auf die Leinwand und lehnt „von vornherein" die Möglichkeit ab, daß ihm ein „Mißverstehen der gegnerischen Meinung" dabei zugestoßen sein könnte: wer in aller Welt darf eine solche Möglichkeit von vornherein ablehnen? eine moderne praescriptio haereticorum! Was der Redner positiv vorbringt, das sind zum guten Teil Sätze, die unsre Freunde in Anhalt, soweit ich sie kenne, gar nicht ablehnen. Das fällt umso mehr auf, weil er sich bei der Kürze seiner Rede doch nur in Andeutungen der eignen Position bewegt. Stier hat in Nr. 12 der Anhaltischen Blätter für religiöse Weiterbildung sehr ruhig darauf geantwortet. Aber der Popanz ist nun doch durch Bindemann aufgerichtet! Es bleibt erstaunlich, wie die Dessauer Geistlichen diese Donquixoterie so einmütig decken konnten.

Daß ich damit nicht parteiisch urteile, werden unsre Leser aus dem ersehen, was ich nun von Hamburg sage. Die Schrift von Ebert hat mir das Herz bewegt. Ein guter Orthodoxer unsrer Tage gibt seinem Schmerz über die Entwickelung seiner Kirche Ausdruck. Dieser Mann hat das innere Recht, Andere als Ketzer aus der Kirche zu weisen, ein Recht, das Bindemann nicht hat. Man gewinnt den Verfasser lieb trotz seiner schroffen schweren Worte. Solch Luthertum gibt es also noch! Und trotzdem es unsereinen nicht erträgt, möchte man gerne mit ihm zusammenarbeiten. Vielleicht findet doch auch der Verfasser noch einen Weg, ohne Verletzung seines Gewissens mit uns weiterzuarbeiten. Denn die Kirchenverfassungsidee, die er vertritt, kann ja unmöglich verwirklicht werden; sie ist denn auch von der Hamburger Synode einfach ad acta gelegt worden.

Auch Nürnberg steht mir vor Augen wie eine Landeskirche für sich, trotzdem es heute zu Bayern gehört. Ich finde es hart, daß Pöhlmann die Broschüre eben jetzt unter die Nürnberger wirft, wo der Streit um Rittelmeyers Wahl an St. Lorenz brennt. Außer, er will von Gewissens wegen diese Wahl verhindern. Daß aber sein Widerspruch gegen Rittelmeyers und Geyers Mystik so weit gehe, kann ich aus der Schrift nicht herauslesen. Seine Stellung zur Mystik selber teile ich durchaus. Weder ist mir persönlich die Mystik das religiöse Gut, das sie insbesondre Rittelmeyer ist, noch kann ich auf die Wendung des heutigen Geschlechts zur Mystik besondere Hoffnungen setzen. Aber die Wendung ist da. Geyer und Rittelmeyer üben einen großen Beruf aus, indem sie sie verstehen, verständlich machen und mit dem historischen Christentum in Verbindung setzen oder in Verbindung erhalten. Das könnte Pöhlmann wohl noch ganz anders anerkennen. Statt dessen spitzt er seine Kritik der Mystik so weit zu, daß man den Eindruck gewinnen kann, als wollte er mit ihren Nürnberger Vertretern das Tischtuch zerschneiden. Diesen Eindruck bedaure ich an der Schrift; mit ihrer Theologie selber, das muß ich wiederholen, weiß ich mich persönlich von Herzen eins. Der Glaube Luthers ist mir die Erscheinung christlicher Religiosität, die an Innigkeit und Tatkraft seither unübertroffen dasteht. Nur, wo ihr Verständnis nicht zureicht, stellt sich zur Ergänzung die Mystik ein. Sehr unterrichtend hierfür ist das erfreuliche erste Stück der neuen Sammlung „Die Klassiker der Religion": Johann Arndt, von Lic. Wilhelm Koepp. Aber auch wenn ich so stehe, brauche ich mir die Freude an andern Frömmigkeitstypen nicht zu versagen. Darin sind wir alle reicher, als ein Luther sein konnte.

R

D. Harnack und der Fall Traub. Eine Entgegnung von D. Moeller, Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats. Berlin, Martin Warneck 1912. 66 S. 1 Mk.

Erst am 29. Dezember ist uns diese Schrift zugegangen. Ich beeile mich unsern Lesern davon Kenntnis zu geben. Die Hauptsache läßt sich in Kürze sagen.

Es ist nur erfreulich, daß ein Mitglied des Oberkirchenrats sich entschlossen hat, eine solche Antwort zu geben. Diese Freude lassen wir uns auch nicht durch die Tatsache trüben, daß eine Rücksicht, die der Excellenz und dem Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat gezollt wird, dem schlichten Professor (Baumgarten) und dem schlichten Pastor (Schiele) versagt bleibt, obwohl diese doch recht Erhebliches zur Sache gesagt haben.

Zwei und ein halb Monate hat der Verfasser gebraucht, seinen Entschluß auszuführen. So tut er solide Arbeit. Man erfährt Punkt für Punkt, wie ein ernster Kirchenbeamter, Mitglied des angefochtenen Kollegiums, über die Vorhaltungen Harnacks denkt. Er ist Jurist, und gerade seine juristische Art, die Dinge zu nehmen, interessiert den Nichtjuristen doppelt. Freilich was er an Harnacks Schrift „breit" (S. 53) und „weit ausholend" nennt (S. 57), und worin gerade ihr Bedeutendes und Bleibendes liegt, das fehlt ihm. Kurzweilig ist Moellers Erwiderung nicht. Aber die Korrektheit ihrer Polemik tut wohl; sie verleugnet sich auch dort nicht, wo starke Vorwürfe mit Gleichem vergolten werden.

„Das erlösende Wort im Falle Traub" — unter diesem Titel über die Schrift zu berichten war die Kreuzzeitung schon am 15. Dezember in der Lage. Ich kann mir die Gemüter schwer vorstellen, die durch dies Wort „erlöst" sind. Meinem Eindruck nach ist die Lage selbst, der Fall selbst durch Moeller nicht verbessert. Aber auch nicht verschlimmert. Ein würdiger Vertreter des Gerichtshofes erläutert den Richterspruch, selbstverständlich ganz aus dem Horizonte des Gerichtshofes heraus. Das ist das eigentlich Wertvolle, daß man zum subjektiven Verständnis des Urteils, d. h. zum Verständnis der Urteilenden, durch diese Exegese gefördert wird. Hat man nun auch Verständnis für Traub und für die, welche von seinem Beruf zum Kirchendienst trotz seiner Unbotmäßigkeiten nicht lassen wollen, so ist man im glücklichen Verständnis beider Parteien und sieht die lebendigen Probleme um so klarer.

Von zwei Parteien aber würde Moeller nie reden. Der Richter, der ausführende Beamte stellt sich einfach auf den Boden der „Absicht des Lehrbeanstandungsgesetzes" und der Fall ist damit für ihn erledigt. Er weiß zu berichten, daß die „Synode", sogar die „Heimatsynode" (wie anheimelnd das klingt) den Prozeß in Gang gebracht hat, und denkt nicht daran, dem Gegner billig zu gute zu halten, daß eine solche „Synode" für das religiöse Gesamtleben des Volkes herzlich wenig bedeutet. Gewiß, der Beamte, der Jurist, hat das Recht und unter Umständen auch die Pflicht, sich mit seinem Denken innerhalb der Organisation zu halten. Der Theologe denkt zu wenig an die Organisation. Männer wie Harnack und Traub immerhin mehr als Andere. Aber dahin werden sie Moeller nie folgen, daß ihm alles Kirchenvolk außerhalb der berufenen Organe — vulgus ist. Hier liegt die eigentliche und große Schwäche der Moellerschen Schrift, hier der Graben, über den hinweg eine intime, restlose Verständigung zwischen ihm und uns unmöglich ist. Denn es kann vorkommen, daß Gott und die Kirche (im ewigen Sinne) auf Seiten des vulgus sind und nicht der Organisation. Oder daß Recht und Anspruch auf die Kirche (im ewigen Sinn) zwischen dem vulgus und der Organisation strittig sind. Dann aber hilft eben kein Spruchgericht und kein Disziplinargericht, sondern der Kampf muß ausgefochten werden. Mit geistigen Waffen natürlich. Aber welches geistige Waffen seien, welches die rechten geistigen Waffen, das ist keiner der beiden Teile im stande, allein von sich aus vorzuschreiben.

R

Ein Nachwort zu dem Artikel über die Putumayo-Greuel konnte in voriger Nummer keine Aufnahme mehr finden. Es folgt hier:

Inzwischen nimmt nun die breit angelegte öffentliche Untersuchung der Schuldfrage durch die Parlamentskommission in London ihren oft unterbrochenen Gang. Konsul Casement hat da reichliche Gelegenheit, seine empörenden Berichte durch Einzelheiten zu ergänzen. Er legt Photographien der durch Peitschenhiebe und Waffen zerhackten und unter ihren Lasten erliegenden Indios vor, er zeigt eine Flinte im Wert von 29 Mark, wie die Gesellschaft sie den Indios für eine Arbeit von zwei Jahren im Urwald bezahlt, während deren an 350 Kilo Kautschuk, 57 Pf. St. = 1340 Mark an Wert, geliefert werden müssen. Auch das kam zur Sprache, daß die Gesellschaft für ihren eigenen „Geschäftsbetrieb" über 6000 Pf. St. = 120 000 Mark an Gewehren angeschafft hat, und daß ein Agent der Gesellschaft, Mr. Gielgud, abgehört wurde, der fand, daß man eine solche Masse von Waffen gar wohl zum Kautschuksammeln nötig hatte, denn „dort treffe man im Walde hie und da nicht nur Wilde und Peruaner, sondern auch — Jaguare." Derselbe Herr klagte dann, daß die Kommission ihm recht hart mit Fragen zusetze, da man doch nur die Schuld der Gesellschaft zu untersuchen habe. Diese ist bei dem ganzen Verfahren durch den Anwalt Mr. Raymond Asquith vertreten, der Kreuz- und Querfragen stellt.

Auch ist kürzlich im Parlament (16. Dez.) der fortgesetzte Sklavenhandel nach Brasilien zur Sprache gekommen, der zwar den Konsuln in Iquitos bekannt ist, aber so, daß man den wahren Schuldigen nicht kennt. Von Lima wird wieder einmal mitgeteilt, Julio Arana solle verhaftet werden. Wie schön, daß endlich die Herren in Lima auch daran denken. Aber vom Gedanken zur Ausführung wird ein weiter Weg sein. Offenbar hofft man vielerorts, daß Alles im Sande verlaufe und dann die Peruvian-Amazon-Gesellschaft wieder gerechtfertigt ist und forthin ihr zivilisatorisches Werk unangefochten fortsetzen kann.

H Ch-S

Mit 100 Mark nach Amerika. Von Kurt Aram. Ratschläge und Erlebnisse. Mit einem Katechismus für Auswanderer. Berlin-Grunewald, F. Fontane u. Co. 1912. 185 S. 1 Mk.

Der Dichter Kurt Aram, 1900 bis 1901 Mitredakteur bei der Christlichen Welt, ihr inzwischen gründlich untreu geworden, hat ein sehr verdienstliches und merkwürdiges Büchlein geschrieben. Er ist à la Göhre in eine fremde Menschenschicht eingetaucht, um da seine Entdeckungen zu machen. Und zwar waren es die Auswandrer nach

den Vereinigten Staaten, die mit dem Zwangsminimum von 25 Dollars oder 100 Mark hinübergehen, deren Loos und Aussichten er durch sein Experiment feststellen wollte. So ist er im Zwischendeck des Lloyddampfers mit hinübergefahren nach Newyork, ist durch das Nadelöhr von Ellis Island, durch das Arme und Kranke nicht eingehen, glücklich hindurchgeschlüpft, und hat dann eine ganze Zeit lang (leider wird nicht genau gesagt, wie lange) als ungelernter Arbeiter von wechselnder Arbeit in Newyork gelebt. Er schildert seine Erfahrungen höchst anschaulich und amüsant, und doch zugleich schlicht und ernst. Diese erzählenden Kapitel haben zuerst in der Gartenlaube gestanden. Im Büchlein geht ein „Katechismus für Auswanderer" voraus, der sehr drastisch und praktisch ist. Wer drüben war, den wird alles doppelt interessieren; aber ich meine, keiner unsrer Leser und Leserinnen sollte das kleine billige Büchlein ungelesen lassen: es öffnet ihnen den Blick in eine ganz fremde (und doch gar nicht so ferne) Welt. Das Zwischendeck kommt besser weg, als ich gedacht hätte. Von Ellis Island, für das wir drüben, wie überhaupt für die Einwanderung eine ganz besondere Wißbegier mitbrachten, haben wir als Beobachter mehr gesehen wie der seufzende Ankömmling mitten unter dieser Behandlung: ganz begreiflich — uns war dazu viel mehr Zeit vergönnt als ihm, und wir hatten den kundigsten Führer. Was nachher kommt, da hört für Unsereinen jede Kontrolle auf. Vielleicht tut uns unser Freund Rauschenbusch den Dienst, sich dazu zu äußern. Nicht als ob ich das Mindeste bezweifelte, was Kurt Aram erzählt; ich möchte es nur noch von einem einheimischen Sozialethiker in den großen Zusammenhang gestellt sehn. R

Kleine Mitteilungen. Das Glaubenslied von 1555, das wir in unsre Weihnachtsnummer aufnahmen, ging uns durch Schiele zu. Er entnahm den Text dem Halberstädter Gesangbuch, die Melodie dem Choralbuch von Clamer [?] Wilhelm Frantz, Halberstadt 1811. Professor Spitta wird sich demnächst in seiner Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst dazu äußern.

Zu dem Thema des Kettengebets ist der Nachweis angemeldet, daß sie mit den bekannten Himmelsbriefen zusammenhängen. Ich sage „bekannten", nicht als ob ich sie kennte, denn dann hätte ich die Kombination wohl selbst vollzogen; sondern weil von ihnen schon reichlich gehandelt worden ist, eine ganze Literatur darüber existiert. Vgl. den eingehenden Artikel „Himmelsbriefe" in Schiele-Zscharnacks Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" Band 3. (Auch die Christliche Welt 1908, 18, 450 ff.)

Eine merkwürdige Erscheinung in unserm modernen Universitätsleben, an der die Theologen nicht länger unachtsam vorübergehen sollten, ist die stillschweigende Ersetzung von Professuren für systematische und historische Philosophie durch solche für experimentelle Psychologie. Es geht die Unterrichtsverwaltung dabei offenbar von der Annahme aus, daß experimentelle Psychologie eine Art Philosophie sei. Diese Annahme läßt sich nicht halten; vielmehr ist diese neue Disziplin, gegen die wir nichts haben, unter die Naturwissenschaften zu zählen. Daß sie einer Erweiterung und Grundlegung nach der philosophischen Seite hin fähig ist oder bedarf, teilt sie mit andern Disziplinen, die darum der zünftigen Philosophie keine Lehrstühle wegnehmen. So ist jüngst in Marburg Cohens Stuhl durch einen experimentellen Psychologen besetzt worden. In Straßburg aber, wo bereits das eine der zwei philosophischen Ordinariate der experimentellen Psychologie ausgeliefert ist, soll jetzt das zweite mit einem konfessionell katholischen Philosophen besetzt werden; das bedeutet dann, daß die „reine" Philosophie dort überhaupt kein Ordinariat mehr hat! Auf diese zunehmende Verdrängung der eigentlichen Philosophie aufzumerken, haben unsers Erachtens die evangelisch-theologischen Fakultäten das Recht und die Pflicht. Gewiß kann und soll gemeinhin eine Fakultät der andern nicht dreinreden; aber bei der staatlichen Unterrichtsverwaltung darf eine Fakultät sehr wohl vorstellig werden, wenn Gefahr droht, daß ihr von einer andern Fakultät der Hilfsdienst entgeht, auf den sie rechnet. Schon rühren sich die Studenten; das ist begreiflich, denn was sie belegen sollen, gehört zu ihren eigensten, von der akademischen Freiheit umhegten Interessen. In Königsberg haben, wie wie hören, sämtliche Theologie-Studierenden eine von „Marburger Philosophie-Studierenden ausgehende Petition unterstützt. Was die Theologie-Professoren tun, wird gemäß der „guten Sitte" die Oeffentlichkeit kaum erfahren. Aber wir erwarten, daß die Sache in den Landtagen bald zur Sprache kommt und daß dort die einzig gerechte Losung siegt: Neue Lehrstühle der experimentellen Psychologie! die alten philosophischen Lehrstühle der Philosophie! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Stuttgart

Die **Religionsgeschichtlichen Vorträge** der Freunde der **Christlichen Welt in Stuttgart** finden am 13. 20. 30. 31. Januar im großen Saal des Bürgermuseums statt.

Montag 13. und 20. Januar: Von Jesus zu Paulus. Geh. Kirchenrat Prof. D. Weiß-Heidelberg.

Donnerstag 30. Januar: Die religiösen Strömungen der Gegenwart.

Freitag 31. Januar: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg.

Altona. Montag 13. Januar 4 Uhr im Kaiserhof: Ibsens Brand und das Christentum. Fortsetzung.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 14. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Parallelen und Wertunterschiede im Christentum und Buddhatum. Professor D. Otto.

Görlitz. Mittwoch 15. Januar 8 Uhr im Gewerbehause: Ist Religion lehrbar? Pastor Treu.

Halle a. S. Freitag 24. Januar 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der zeitgeschichtliche Hintergrund der Bergpredigt. Oberlehrer Wienbeck.

Nordhausen. Mittwoch 15. Januar 1913 pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Der Zusammenhang zwischen Religion und Wirtschaftsleben. Pfarrer Schubring-Wundersleben.

Plauen. Dienstag 28. Januar 8¼ Uhr Hotel Plauener Hof: Lutherische und reformierte Frömmigkeit in ihrer Stellung zum praktischen Lebend. Sekretär Nestler.

Wernigerode. Donnerstag 16. Januar 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Gustav Schüler in seinen religiösen Dichtungen. Pastor Wirth.

Versammlungskalender

26.—27. März	Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz Stuttgart
26.—27. „	Deutscher Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung Berlin
18.—26. Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris

Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

Verband für Sachsen und Anhalt

Unsere 1. Jahresversammlung findet am Montag 3. Februar 1913 4 Uhr in Halle-Saale im Goldenen Ring am Markte statt. Vortrag des Herrn Prof. D. Weinel über: **Laotse und Jesus und die Methode des Allg. Evgl.-Prot. Missionsvereins.** Gäste willkommen! Danach Generalversammlung.

Der Vorstand: W. Schubring

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 1. Oktober bis Dezember 1912 — Gemeinschaftsbewegung Oktober 1911 bis September 1912 — Das deutsche Militärkirchenwesen — Verschiedenes: Krieg dem Kriege; Traub; Die Schicksalsstunde; Ein Dreiklang; Gegen die „Pariser Artikel"; Höchstderen Niederkunft — Personalien

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Gesucht

ein junger Mann — **cand. theol. math.** oder **phil.** — zur Beaufsichtigung zweier Knaben von 15 und 13 Jahren in vornehmem Frankfurter Hause. Es werden nur einige Nachmittagsstunden verlangt, dafür Hauslehrergehalt geboten. Anfragen an D. **Foerster,** Bürgerstraße 5, **Frankfurt a. M.**

Gebildete, junge Dame,

Deutsche, französisch und englisch sprechend, **sucht Stellung** in nur herrschaftlichem Hause, als **Erzieherin** von 2—3 schulpflichtigen Kindern, oder als **Gesellschafterin.**

Offerten sind zu richten unter **G. Lörrach,** Postfach 27.

Venedig Christl. Hospiz. Sofort zu verkaufen. Günstige Existenz für zwei Damen.

Kalender 1913
für Besitzer v. Wertpapieren
Praktisches Handbuch für jeden Kapitalisten!
wird gratis versandt vom
Bankhaus E. Calmann, Hamburg
(Etabliert 1853)

Höhere Privatschule zu **Halle i. Westfalen** (Sexta bis Obertertia) sucht zum 1. April 1913

Cand. min., theol. oder **phil.**

(Altphilologe evang.) als Klassenlehrer der Untertertia. Gehalt 2000 M. Kündigung vierteljährlich zum 1. April. Zeugnisse auch über etwaige unterrichtliche Tätigkeit und Militärverhältnisse an **Chr. Frederking,** Rektor.

Die **II. Pfarrstelle** an der **St. Reinoldikirche** soll neu besetzt werden. Das Gehalt steigt in 21 Dienstjahren von Mk. 4100—7500. Geräumiges Pastorat ist vorhanden.

Meldungen werden erbeten an die Superintendentur der Synode Dortmund oder an das unterfertigte Presbyterium.

Dortmund, den 20. Dezember 1912.

Das Presbyterium von St. Reinoldi:
Kühn, Pfarrer

Schleiermacher als Patriot

als Christ und als Mann der Wissenschaft. Eine Einführung in das Verständnis seiner Persönlichkeit. Von Dr. Hans Welterburg. 2,50 Mk.; geb. 3 Mk. (Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.) Das Pastoralblatt f. Kassel urteilt: „Der Anteil Schl's. an der geistigen Wiedergeburt Deutschlands tritt hier in helles Licht." — Es bietet reiches, sofort brauchbares Material für

Vorträge zur Hundertjahrfeier 1813

Aufruf

Unsägliches Elend hat der Balkankrieg über die muhammedanischen Bewohner der europäischen Türkei gebracht. Viele Tausende von Familien beklagen ihre Väter und Ernährer. Zu den am furchtbarsten unter der Wirkung des Krieges Leidenden gehören aber die vielen Tausende von türkischen Flüchtlingen, Frauen und Kinder und kriegsuntüchtigen Männer, die bei dem Nahen der feindlichen Truppen Haus und Hof und alle Habe verließen, deren Dörfer verbrannt und zerstört sind und die nur ihr nacktes Leben hier gerettet haben. Etwa 50 000 Menschen sind sie hier zusammengekommen und stehen zum größten Teil vor dem Hungertode. In den Moscheen und Ställen hat man ihnen ein notdürftiges Unterkommen geschaffen.

Eine Anzahl Männer und Frauen aus allen Konfessionen und Nationen ist hier zusammengetreten und hat die Arbeit begonnen, diese Tausende vor dem Hunger zu erretten und ihnen die Möglichkeit zu schaffen, wenn wieder Friede im Lande sein wird, sie in ihre Häuser zurückzubringen oder nach Kleinasien hinüberzuschaffen.!

Das deutsche Volk hat immer viel Sympathien für die Türken gezeigt. Hier ist eine Gelegenheit, sie zu beweisen und in schwerster Not einem Volke zu helfen und einer besseren Zukunft entgegenzuführen, das sonst vielleicht hoffnungslos zu Grunde geht.

Wir wenden uns an alle Landsleute unserer Heimat. welcher Konfession und Partei sie auch angehören, uns für dieses Liebeswerk Mittel zur Verfügung zu stellen. Wir bitten unsre Landsleute daheim, für diese Arbeit zu werben und zu sammeln. Es sind große Summen nötig; aber es ist eine Arbeit, die ein Volk erhalten hilft und den deutschen Namen im Orient Freunde erwerben und Ehre machen wird.

Gaben nimmt die Redaktion dieser Zeitung, Pastor **Brunau, Salonik**, österreichische Post, und jeder der Unterzeichneten entgegen.

Salonik, den 19. November 1912

von Anderten, preußischer Oberstleutnant, Instrukteur in der türkischen Armee
Hadji-Lazaro, Etty, geborene von Stein zu Nord und Ostheim
Jenny, Fridolin, Kaufmann
Vock, Emil, Kaufmann
Walter, kaiserlich-deutscher Konsul
Brunau, Pastor.

Die 52. Orientfahrt

(Aegypten, Nilfahrt, Nubien, Khartum, Kordofan etc.)

beginnt	am	2. Februar	in Venedig	(D. „Schleswig")
Nr. 53	„	2. März	„ „	(D. „Schleswig")
„ 54	„	30. „	„ „	(D. „Schleswig")
„ *A	„	2. Mai	„ „	(D. „Helouan")
„ *B	„	9. „	„ „	(D. „Wien")
„ *C	„	16. „	„ „	(D. „Helouan")
„ 55	„	26. Juni	„ Genua	(D. „Pr. Alice")
„ *D	„	4. Juli	„ Venedig	(D. „Wien")
„ 56	„	10. „	„ Genua	(D. „Lützow")
„ *E	„	11. „	„ Venedig	(D. „Helouan")
„ 57	„	24. „	„ Genua	(D. „Yorck")
„ 58	„	7. August	„ „	(D. „Pr. Ludwig")
„ *F	„	8. „	„ Venedig	(D. „Helouan)
„ 59	„	4. September	„ Genua	(D. „Goeben")
„ 60	„	2. Oktober	„ „	(D. „Pr. E. Friedr.")

(* billige Sonderfahrten nach Aegypten, **10 Tage=295 Mk.**)

Auskünfte, Programme etc. durch

Jul. Bolthausen, Solingen 16 (Rheinl.)

In unserm Verlage erschien:

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

von

Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennecke** in Magdeburg

Sonderausgabe der Artikel in Nr. 41, 42, 43 der Christlichen Welt
50 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 55 Pfg. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. L.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 417 415 150 M. Vermögensbestand 155 591 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.
Prospekte gratis.

Bleyle's
Reformbeinkleid „Oja"

aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff

hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.

Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam.
Passend für jede Jahreszeit.

Für den Wintersport ***sehr zu empfehlen!***

Zu erhalten in allen Verkaufstellen für Bleyle's Knaben-Anzüge, die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage eine Abonnementsaufforderung auf Die Eiche, Vierteljahrsschrift zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Herausgeber F Siegmund-Schultze